Nr. 6 — Leipzig, den 10. Februar — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Liebe das Prinzip christlicher Bildung — Wilhelm Jordan und „die Erfüllung des Christentums“ — Ein römischer Bischof des zweiten Jahrhunderts über das Würfelspiel — Was hat das evangelische Deutschland bisher für Ostafrika gethan? — Aus England: Das Ostende in London; Abschaffung des Eides; Die Dissenters und der Liberalismus; Lavigerie und Manning — Römisches: Der neueste Windthorstsche Antrag; Noch einmal die gesperrten siebzehn Millionen; Der Dank der Benediktiner für ihre Wiederherstellung in Preußen; Das geht nicht länger — Verschiedenes: Curtius über die Bedeutung der Religion für das Staatswesen; Der Stadthaushaltsedat für Berlin — Quittung — Anzeigen

Liebe das Prinzip christlicher Bildung

Die Liebe stellt sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trägt nicht Böses nach. 1. Kor. 13, 5.

Wir wollen wieder zunächst fortfahren, die einzelnen Eigenschaften in ihrem schriftgemäßen Sinne zu erläutern, wie sie zum Wesen christlicher Liebe gehören, dann sie in ihrem Zusammenhange auffassen als das Ziel unsers Strebens, speziell als das Ziel christlicher Bildung. Wir werden dabei aber, gerade um den Sinn und Zusammenhang des Einzelnen zu fassen, mehrfach auf den Urtext zurückgehn müssen. Denn so wunderbar Luther das Ganze unserm Gemüt wiedergegeben hat durch das tiefe Verständnis gleichgestimmter Liebe; im einzelnen erschwert seine ungenaue Uebersetzung vielfach das Wortverständnis. Also zunächst das Einzelne! Sie stellt sich nicht ungebärdig. Luther meinte mit seinem Ausdruck: sie tritt nicht mit häßlichen Gebärden auf. So heißts von Kain: seine Gebärden verstelleten sich; sein Gesichtsausdruck verriet innere Verstimmung. Im Urtext heißts: sie tritt nicht auf, benimmt sich nicht ohne Anstand, ohne Grazie und Haltung, sie „verletzt die Sitte nie“ (Weizsäcker). Die Liebe hat immer eine gewisse würdige Haltung, Feinheit und Zartheit im Auftreten. Sie besitzt Takt. Sie läßt sich von der Leidenschaft nicht hinreißen, vergißt sich nie, so daß sie sich selbst nicht kennt, vermeidet mit keuscher Zurückhaltung Anstoß und Aergernis, auch wo der Anstand und die Höflichkeit auf der andern Seite mangeln. Das ganze Benehmen ist geleitet von den zarten Fühlfäden, die in jeder Umgebung deren Gefühle, Ueberzeugungen, Heiligtümer herausspüren, woran sie nicht gern gerührt haben.

Wieso aber kann die Liebe solchen Takt verleihn? Sie ist das Gegenteil der Selbstsucht, die doch allem rücksichts- und zuchtlosen Auftreten, aller Launenhaftigkeit zu Grunde liegt. So oft wir uns gehen lassen, so oft unsre Gebärde verstellt ist, herrscht Eigenwille in uns. Gottesliebe und Gottergebung, Hingabe hält uns in edler Zucht: die Liebe Christi hält in Schranken (2. Kor. 5, 14). Wir brauchen aber nur weiter zu lesen von den Eigenschaften der Liebe, so finden wir die Erklärung, wie sie alles von sich fernhält, was die Würdigkeit zu Fall bringen könnte. Denn: sie suchet nicht das Ihre, nicht eignen Vorteil. Das ist zu verstehen nach Phil. 2, 4: Ein jeglicher habe nicht im Auge das Seine, sondern auch das, was des andern ist! Das ist keine übertriebene Forderung: mit diesem „auch“ versehen, paßt sie sogar ins Geschäftsleben. Kein eignes Interesse, das nicht zugleich andern, dem Ganzen diente; der Kantsche Grundsatz: keinen Menschen lediglich für uns ausnutzen, ohne daß er damit seinen eignen Lebenszweck fördert. Unser Apostel bekennt von sich einmal, er suche nicht, was ihm selbst frommt, sondern was den Vielen frommt, daß sie selig werden. Er dreht sich nicht immer um sich herum, allein bemüht, andre in seine Kreise zu bringen; er will mit seinem Einfluß auf andre nicht sich selbst gefallen, nicht in andern sein eigen Bild erziehen zu eignem Gefallen; sondern er macht sich gefällig jedermann in allem, — natürlich nicht auf Kosten der Ueberzeugung und in Glaubensdingen, nur im Auftreten, in der Art, die Menschen anzufassen, um weder Juden noch Christen anstößig, ärgerlich zu werden. Was ist das anders als der Takt, davon wir vorhin sprachen?

Das Ziel aber, dem er mit diesem taktvollen Umgangswesen zustrebt, ist klar: was den Vielen frommt, daß sie selig werden. Als ein Zeuge, ein Erlöster Christi muß er stets darauf bedacht sein, nichts zu zerstören oder zu gefährden, worin ein Ansatz christlicher Charakterbildung liegen könnte. Nicht nach dem Fleische kennt er seine Mitmenschen, sondern nach ihrer Bestimmung zu Gottes Reich, und dafür wirbt er mit versöhnlicher Verleugnung abstoßender Eigenart. Thun auch wir dies? thun wirs auch dann, wenn wir um andre Seelen eifern? Mischt sich die Selbstgefälligkeit nicht stark hinein, sie auf unsern Weg zu bringen, statt sie auf eignen Wegen, wie es ihrem bessern Wesen gefällt, zum Herrn zu führen? Warum geben wir so oft verzweifelt auf, ihr Heil zu suchen? Weil wir das Unsre, eignen Gefallen an ihnen gesucht. Laßt uns mehr lieben als eifern; mehr dienen als leiten! mehr mitarbeiten als selbst machen!

Sie läßt sich nicht erbittern. Wir finden dasselbe Wort Apostelgesch. 17, 16, wo der Apostel ergrimmte über den Aberglauben. Es ist eine gewisse Entrüstung, die auf der Grenze zur Verachtung liegt. Der Apostel ließ sich aber nicht über diese Grenze treiben: daß er zu ihnen redete und wie er mit ihnen redete vom Heiligsten und in der innigsten Sprache, zeigt, daß er sie nicht verachtete, sondern als Verirrte suchte, nicht verbittert, sondern betrübt war. Erbitterung war erster leidenschaftlicher Eindruck, aber die Liebe zügelte sie. Wir kennen an uns selbst die Erbitterung, die allen Schwung der Liebe und Arbeit für andre lähmt. Es ist die Enttäuschung, die unserm besten Streben wird, der Undank, der Mißerfolg, der uns bitter macht, ein Wurm, der allmählich alle unsre Hoffnungen und Bestrebungen anfrißt. Anlaß genug giebt die Welt, bitter zu werden. Viele Naturen haben dazu besondre Neigung: sind leicht gereizt und verletzt, empfinden jede Zurücksetzung scharf und sofort. Es sind solche, die in sich keinen Halt und kein Selbstvertrauen haben, Halt und Vertrauen bei andern suchen. Aber ob es unsre Natur ist, gutgestimmt zu sein, die Enttäuschungen ruhig hinzunehmen, oder leicht davon über den Haufen gerannt zu werden — allen gilt es: laß dich nicht erbittern!

Die Liebe läßt keine Bitterkeit zu. Es ist doch im Grunde Selbstsucht und Selbstbehauptung, die sich erbittern läßt: daß wir uns gefallen wollen, für uns Geltung fordern; es ist ein das Seine suchen in all solcher bittern Verstimmung. Und der Mangel an Halt und Selbstvertrauen, der besonders dazu neigt, hat seinen Grund auch in der Selbstsucht, die noch nicht sich hingegeben, sich selbst im höhern Zweck vergessen hat. Die Liebe Gottes lehrt uns als Werkzeuge in Seiner Hand uns fühlen, ist froh dienen zu dürfen, nicht um sichtbaren Erfolg und Gewinn, sondern um der Einheit mit Gottes Zwecken willen. Im übrigen lehrt sie auf Sein Werk statt aufs eigne schauen.

Sie trägt nicht Böses nach. Diesmal ist die Uebersetzung Luthers völlig im Irrtum. Daß die Liebe „nicht nach Schaden trachtet", ist nicht nötig zu sagen; es paßt auch nicht in den Zusammenhang, worin überhaupt solche groben, im alten Gesetz bereits verbotenen Sünden nicht berührt werden. Es heißt vielmehr: sie denkt dem Bösen nicht nach, hält sich in Gedanken nicht dabei auf. Es giebt eine gewisse Art, an allen Menschen und Unternehmungen sofort die Schattenseiten herauszufinden, zu spähen nach dem, was den guten Schein entlarvt; eine kühle, fahle Art, allen anscheinend guten und edeln Bestrebungen mit Zweifel, mit Unterschieben niedriger Motive zu begegnen. Man bringt im Verkehr mit den Menschen immer wieder das Schlechte und Verkehrte in Rechnung, das man von ihrer Seite einmal erlebt hat, legt in ihrer Beurteilung immer den Nachdruck auf die Schwachheiten, die man an ihnen zu gewissen Zeiten beobachtet hat. Da ist kein Gedanke an Vergeben und Vergessen, keine Nachsicht, die dem Nächsten immer wieder Gelegenheit giebt, sich von einer bessern Seite zu zeigen, ihm gern erlaubt, ein neues Blatt zu beginnen, ein unbeflecktes, im Buche des Lebens und der Ehre.

Diese unschuldige, vertrauende Betrachtungsweise ist trotz den traurigsten Erfahrungen immer wieder zu erlangen, wenn das Herz aus eigner dankbarer Erfahrung der Liebe Gottes in Christo die Macht über das Menschenherz zutraut, das doch zu Ihm geschaffen ist. Wer sich selbst völlig dem Lichte zugewandt, das in der eignen Natur dämmert, in Christo aber alle Finsternis vertrieben hat; wer für sich nur dem nachdenkt, was wohl lautet, ist irgend eine Tugend, ist irgend ein Lob, der kann bei andern nicht allezeit nur mit dem Schlechten, dem Schatten rechnen. Vor allem aber wird das lieblose, nachtragende Wesen überwunden und vergebende Liebe gewonnen, wo man es weiß, erfahren und immer wieder erlebt hat, daß nur dadurch unser eignes Leben in Frieden, in Freude, in ruhigem Fortschritt verlaufen kann, daß wir nur dadurch Leben in Gott, Versöhnung und volles Genüge haben, daß uns Gott unsre Sünden nicht zurechnet, uns wieder neu anfangen läßt. Ja, wenn dafür die dankbare Liebe lebendiger wäre: Mir ist Erbarmung widerfahren! — dann würden wir auch dem Nächsten begegnen mit dem Gedanken: Verirrt ist nicht verloren! Als Erlöste würden wir nicht müde werden, auch den andern, die der Herr wie uns erlösen will und kann, nahe zu legen: Lasset euch versöhnen mit Gott! Und ists nicht wahr, was Henke so ergreifend sagt: „Wie an den dunkeln Stellen des Abendhimmels, so findet auch an den Menschen die Sterne, wer sie nur lange genug mit dem Scharfblick der Liebe sucht"?

Schauen wir nun nochmals zurück auf diese Eigenschaften der Liebe, so finden wir, daß sie aufs innigste zusammengehören und in einander übergehen: sie machen das aus, was der Apostel unter christlicher Bildung verstehen würde.

Wir schätzen hoch, was wir gebildetes Benehmen oder Höflichkeit nennen: der Name schon weist hin auf Manieren, die am Hofe gelten; man meint darum vielfach, daß es lediglich hochgebornen, vornehmen Menschen zugehöre. Es ist etwas andres, was wir christliche Höflichkeit nennen möchten. Der Unterschied zwischen beiden ist, daß weltliche Höflichkeit liebenswürdig auf dem eignen Rechte besteht, christliche Höflichkeit liebenswürdig die Rechte andrer bedenkt. In dem beschränkten Sinne des Wortes kann man einen „gebildeten Menschen" nur einen solchen nennen, der in einer gewissen Klasse und Stufe geboren ist, und „edel", dies schöne Ehrenwort des Gebildeten, fällt für viele zusammen mit adelig. Aber in einer weitern, höhern

Bedeutung gehört es allein denen zu, die im Charakter edel sind. Der Geist der Liebe Christi thut innerlich, was die sogenannte Bildung nur nach außen thut. Gewiß, ein „gebildeter" Mensch stellt sich nie ungebärdig, zeigt nie Erbitterung, vergißt sich nie im Zorn, beherrscht seine Laune, thut nichts im Uebermaß, ist zurückhaltend und verbindlich — und das alles selbst gegen Personen, denen er innerlich feindselig oder gleichgiltig gegenüber steht. Aber ein Christ ist, was jener zu sein scheint. Liebe allein giebt den feinen, zarten Takt, der nie anstößt oder beleidigt, zugleich aber durch aufrichtige Teilnahme anzieht und erwärmt. Sie fühlt es schon von ferne heraus, was empfindliche Gefühle verletzen, eine alte Wunde bluten lassen würde: denn sie geht dem Gefühle des andern nach und sucht Fühlung mit seinem innersten Leben. Und so kommt die einzige wahre, tiefe Bildung, diejenige, welche nicht an der Oberfläche liegt, sondern tief eindringt durchs Herz in den Charakter — sie kommt allein aus christlicher Liebe.

Wir wissen nun auch, was wir davon zu halten haben, daß man die ärmeren Klassen heben und bilden will. Das Christentum strebt, alle Menschen zu gebildeten zu machen, zwar nicht im weltlichen, noch im sozialdemokratischen Sinne, sondern nur in der innerlichsten, christlichen Bedeutung des Wortes. Wir halten es als Christen nicht für bloße schöne Träume, für ein überspanntes Erwarten und Bestreben, daß auch die schwer arbeitenden Klassen einmal teilnehmen an der Bildung des Geschlechts; als Christen kennen wir für alle nur ein Ziel: die Heiligung des ganzen Wesens und Benehmens. Wer möchte es denn ebenso sinnlos, einen leeren Traum nennen, wenn wir hoffen und darauf hinarbeiten, daß sie alle einmal wahre Christen werden? Und wenn sie nun Christen sind, können sie dann noch, und sofern sie es sind, noch ungebildet sein? Lesen wir nur diese Beschreibung christlicher Liebe und denken uns — daß das keine leere Einbildung ist, beweisen Gotthelf, Reuter, Dickens, Rosegger! —, daß sie so lebe in einem schlichten Bauernherzen! Könnte er noch roh, unhöflich, selbstisch, rücksichtslos gegen die Gefühle, Ueberzeugungen und Gewissen derer sein, die ihn umgeben? Wenn er dann sich nicht ungebärdig stellte, wenn er in allem nicht allein seinen Vorteil suchte, wenn er sich nicht leicht erbittern, noch dauernd verstimmen ließe, sondern alles ruhig und würdig ertrüge — würde er dann, bei aller mangelnden Bildung des Verstandes durch Wissen und Erfahrung, nicht doch ein edler Mensch sein nach seiner Herzensbildung?

Lassen wir uns in unserm Bildungsstreben nicht auf den gleißenden Weg der Welt verlocken! Christus lieb haben ist viel besser als Vielwissen, auch besser als äußere, angelernte Manieren! Ich will euch einen köstlichern Weg zeigen zur Bildung! Strebet nach der Liebe! Oeffnet euer Herz der Liebe Gottes, lasset euch ergreifen von der Liebe Christi! Das giebt den Adel einer wahren Herzensbildung, die da bleibet auch im Gericht der Ewigkeit.

O B

Wilhelm Jordan und „die Erfüllung des Christentums"

1

Wilhelm Jordan ist eine durchaus eigenartige Erscheinung auf dem Gebiete der zeitgenössischen Litteraturgeschichte. Doch nicht der Rhapsode Jordan soll uns hier beschäftigen, der in zwei Weltteilen von Ort zu Ort zog, mit dem schwungvollen Vortrage seiner schönen Nachdichtungen altgermanischer Sagen Tausende und Abertausende lauschender Zuhörer zu glühender Begeisterung hinreißend. Auch der Lustspieldichter Jordan nehme unser Augenmerk hier nicht in Anspruch, wiewohl seine fein abgestimmten, geistreichen und formvollendeten Bühnendichtungen weit mehr Beachtung verdienten, als das große Theaterpublikum ihnen gemeinhin zuwendet. Selbst der Romanschriftsteller Jordan soll uns in diesem Blatte erst in zweiter Linie interessiren. Der uns hier anziehen und beschäftigen mag, ist Jordan der Christ und Philosoph. Von seinem Christentum und seiner Philosophie erhalten wir nun zwar das vollendetste Bild in

einem Romane; aber nicht als Dichtung oder Kunstwerk als solches beschäftige uns derselbe hier, sondern in seiner Eigenschaft als Tendenzroman. Dieses völlige Absehen von rein litterarkritischer Beurteilung des nach kurzer Zeit schon in dritter Auflage erschienenen Romans Die Sebalds wird mir einigermaßen schwer, zumal ich einigen recht überschwänglich gehaltenen Lobsprüchen angesehener Zeitschriften gegenüber gern mein abweichendes Urteil begründet hätte. Aber wie gesagt, das würde uns zu weit führen.

So sei denn hier als das Wesentliche lediglich hervorgehoben, daß der fragliche vielbewunderte (aber auch zumal in kirchlichen oder theologischen Blättern vielverschrieene) Roman eigentlich zwei Tendenzen enthält, die der Dichter gern in eine verwoben hätte. Der Roman will nämlich christlich und naturwissenschaftlich zugleich sein, christlich im modernen, naturwissenschaftlich im Darwinistischen Sinne. Also ein christlich-darwinistischer Roman! Das ist etwas kurz und bündig ausgedrückt, wird sich aber doch im wesentlichen mit der Absicht Jordans decken. Es ist für unser heutiges Geschlecht eine ungewohnte Erscheinung, einen Dichter und Denker von hervorragender Bedeutung beim Schaffen eines durchaus religiösen, ja christlichen Kunstwerkes zu erblicken. Wie denn anderseits auch naturwissenschaftliche Romane noch nicht gerade in die Mode gekommen sind, sondern annoch zu den Seltenheiten gehören. Das aber ist das Neueste und überrascht am meisten, daß Jordan nun gar in der Verbindung beider Elemente sein schönstes Ziel erblickt. Es ist ihm heiliger Ernst mit dieser Absicht.

Und wer mag es leugnen, daß in seiner Person sich allerdings eine umfassende Kenntnis der Naturerscheinungen mit einer wahrhaft frommen Empfindung auf das engste vereinigt? Seit mehr denn einem Jahrzehnt ist Jordan bemüht gewesen, diese in ihm zur Wirklichkeit gewordene Verschmelzung von Christentum und Naturwissenschaft in ein einheitliches Gottes- und Weltbild zum Gemeingute unsers Volkes oder doch seiner „oberen Zehntausend“ zu machen. Zuerst hat er das in jenem Buche gethan, das er Andachten betitelte und das in Versen (ach, es ist manchmal doch nur gereimte Prosa!) Zeugnis ablegte von dem, was er seinen Glauben nennt. Dann hat er in seiner Erfüllung des Christentums deutlicher noch und ausführlicher, aber auch gelehrter und des öftern in der Schulsprache des Philosophen, sein Glaubensbekenntnis entwickelt. Und nun versuchte er durch seinen Roman Die Sebalds dieses Ergebnis seines Forschens und Grübelns in die weitesten Kreise zu tragen und für seine „Erfüllung des Christentums“ Mitbekenner zu werben. Ein Mann wie Jordan verdient es, daß man ihn höre. Wer so mit geradezu andächtigem Eifer an einem Probleme arbeitet, welches Tausende heute beschäftigt, wer mit solch frommer Begeisterung von der errungenen Lösung Kunde giebt, der darf nimmer dem Urteil einer Parteischablone oder den Schlagworten des Tages zum Opfer fallen, sondern muß mit vorurteilsloser Aufmerksamkeit vernommen werden.

2

Das sind die Grundgedanken, von denen Jordan ausgeht: Es ist uns unumgänglich notwendig, die Forschungsergebnisse der modernen Naturwissenschaft anzuerkennen. Das Weltbild, wie es von den Anhängern des Darwinismus heute gezeichnet wird, ist für den augenblicklichen Stand menschlichen Wissens die volle Wahrheit. An dem Darwinismus ist nicht zu drehen und zu deuteln. Mit diesem naturwissenschaftlichen (wohl besser naturphilosophischen) Weltbilde ist völlig unverträglich das Glaubenssystem der Kirchenlehre. Auch was von sogenannter freisinniger Seite versucht worden ist, Wissenschaft und Religion zu vereinigen, ist lediglich Flickwerk und beruht auf allerlei Inkonsequenzen. Die Thatsache bleibt bestehen: Christentum und Naturwissenschaft in ihrer beiderseitigen heutigen Gestalt sind durchaus unvereinbar. Weil aber der Stand der Naturkenntnis ein wissenschaftlich erworbener ist und demnach die dabei errungenen Ergebnisse durchaus unanfechtbar sind, also muß notgedrungen das Christentum umkehren; es muß sein veraltetes Gewand völlig abwerfen und in einem neuen sich so erfüllen lassen, wie etwa einst der Heiland das Gesetz des alten Bundes erfüllte.

Jordan glaubt, diese von unsrer Zeit geforderte Erfüllung des Christentums entdeckt zu haben. Er predigt es bereits, durchdrungen von der Siegesgewißheit seiner Wahrheit und erlösenden Kraft. Was aber ist seiner Ansicht nach das nun erfüllte Christentum? Nicht aus Büchern und Bekenntnissen werden wir sein Wesen erkennen, sondern aus seinen Früchten, aus seiner Selbstoffenbarung.

Diese Selbstoffenbarung aber ist die gegenwärtige Christenheit. Was ihr Leben, ihre Gesittung, ihre Staatsordnungen, ihre Bedarfs- und Kunstleistungen, ihre Lehren und ihren Glauben unterscheidet von denen der Nichtchristen, das ist das jetzige Christentum.

Das solcher Christenheit, bezw. solchem Christentume (von Kirchen und Kult ganz abgesehen) allenthalben gemeinsam Eigenartige besteht

in einer bei mannigfacher Abstufung im wesentlichen übereinstimmenden, außerhalb ihrer nicht anzutreffenden Gesittung und Familienordnung; in einer Gesetzgebung, die bei aller Verschiedenheit auf denselben, wieder nur ihr eigentümlichen Grundbegriffen von Recht und Unrecht beruht; in dem Mitgenuß und in der Mitarbeit an einer Kultur, welche derjenigen aller andern Kulturvölker weit überlegen ist; endlich aber in dem ausschließlichen Besitz der Wissenschaft, welche diese Kulturarbeit mit einer Art Allmacht über die Natur bewaffnet und zur Beherrscherin der Erde ausgerüstet hat.

Eine solche Betrachtungsweise des Christentums wird sich allerdings als „ungemein verschieden vom Urchristentum“ und auch vom „Christentum der Reformationszeit“ herausstellen. Damit aber wird dieses neue Christentum durchaus nicht das Recht verlieren, noch für Christentum zu gelten. So wenig wie Raupe und Puppe und Falter verschiedene Wesen sind.

Schicke den entschiedensten Unchristen nach Straußischem Bekenntnis in ein Heidenland, und gerechter Stolz wird es ihm bewußt machen, wie sehr auch er noch ein Christ sei. Sende den radikalsten Kraftstoffler zu den Chinesen, und er wird eingestehen, daß wir nicht ganz umsonst unter Arbeit gebetet haben: Erlöse uns von dem Uebel und laß dein Reich kommen.

In welcher Elternreligion man auch geboren sei, Glied eines europäischen Kulturstaates und nicht in allem Wesentlichen ein Christ zu sein, ist ganz unmöglich.

Freilich eben muß man dieses Wesentliche des Christentums in ganz andern Dingen erblicken, als das gemeinhin bei den berufenen Vertretern dieser Religion und bei dem naiv gläubigen Volke geschieht. So muß z. B. die Lehre von Gott, wie wir sie im ersten Artikel bekennen, durchaus mit einer neuen geistigeren vertauscht werden.

Der Begriff des Schaffens ist abgethan als grobe Vermenschung der Natur. Auch die Vorstellung von einem Anfange der Welt als irrige Verallgemeinerung einer täuschenden Erdenerfahrung.

Die Idee eines Schöpfers ist ein kindlicher Traum der Weltunwissenheit,

nicht nur unhaltbar in der Epoche der Weltwissenschaft, sondern ihrer auch unwürdig.

Unser Ausgangsbekenntnis muß vielmehr sein und bleiben,

daß die Welt ein unbegreifliches Wunder sei ... Zwar für ein Wunder (im religiös-kirchlichen Sinn) ist unsrer Forschung nirgend eine erlaubte Stätte, noch ein erlaubter Zeitpunkt übrig geblieben. Aber auch Wir, mit allem unserm Wissen, bekennen, daß wir zur Zeit noch ratlos dastehen und vielleicht immerdar dastehen werden vor einem Urgeheimnis.

Im außerirdischen All können wir vom Walten Gottes nur einige Ahnungen hegen. Wir bleiben deshalb für unsre Gotteserkenntnis durchaus beschränkt auf die Offenbarungen des Göttlichen in der Geschichte des Erdmenschen.

Leugne ich den Alldurchdringer und Allerhalter, wenn ich das Menschenherz die Stätte nenne, wo er den Maulwurfsaugen der Erdvernunft allein findbar ist?

Die rechte Andacht aber zu diesem Gott ist das Bewußtsein,

ich selbst mit meinen besten Regungen sei ein Fünkchen aus dem unermeßlichen Lichtquell, zu dem sich meine Gedanken und Empfindungen erheben mit dem inbrünstigen Wunsche und thatengebärenden Vorsatze, dieses Fünkchen seinem Ursprung gemäß zu verwenden und es noch zu hellerem Lichte zu stärken und zu läutern.

Andacht besteht also darin, daß ich Gott in mir selbst gegenwärtig weiß als mit einem Ausfluß von ihm mich selbst erst dem innersten Wesen nach bildend. Das ist freilich eine andre Gottesvorstellung, als die bisher übliche; aber die Menschheit muß eben mit Gott und Gott mit der Menschheit wachsen. Gott ist nicht mehr der Schöpfer von Himmel und Erde, er ist auch nicht der himmlische Vater; er ist das geheimnisvolle Ewige, das die Welt durchdringende Göttliche, der nach und

nach zur Persönlichkeit sich in der Menschengeschichte entwickelnde Geist. Dürfen wir dann aber von einem persönlichen Gott reden? Ja; das Dogma von der Persönlichkeit Gottes ist wenigstens der unvollkommene, versuchte Ausdruck einer Wahrheit. Es gilt allerdings unsre völlige Unwissenheit über das Wesen „der außerirdischen alldurchdringenden kosmischen Urmacht" ehrlich einzugestehen und die gewöhnliche Vorstellung von Gottes Persönlichkeit „verzwergt dies Wesen menschenhaft." Aber doch bekennen wir uns zu der erweislichen Ueberzeugung, daß uns, den Erdensöhnen, der Ausfluß dieser geheimnisvollen Urmacht, die wir das Göttliche nennen, einzig und allein durch Personation erkennbar wird und daß es uns ein Hauptstück der Offenbarung seiner selbst zugewendet hat, kraft seiner, zwar keineswegs ausnahmweisen und wunderbaren, aber hochgradigen und historisch siegreichen Personation im Josephsohn Rabbi Jeschua, der dafür göttlich verehrt wird als Jesus der Christ.

Dieser Jesus ist „eines der gewaltigsten Religionsgenies" gewesen. Freilich die Krone des geistigen Lebens, die eigentliche Wissenschaft, hat er nicht gekannt.

Jesus hatte eben auch das mit Sokrates gemein, daß ihn das ethische Problem ganz in Anspruch nahm und unempfänglich oder gleichgiltig machte für die Probleme der Natur.

Er ist aber ein erbauliches Beispiel für treuen Pflichtgehorsam in seinem Berufsleben bis zum Tode. Warum gerade dieser durchaus nicht ausnahmsweise und wunderbare religiöse Genius historisch siegreich wurde und die Welt sich unterjochte, wissen wir nicht; aber die Thatsache, daß es so ist, bleibt bestehen. Es war dann freilich ein Irrtum, diesen Jesus in dem gebräuchlichen Sinne der Kirchenlehre als Gottessohn zu verehren; aber dieser Irrtum muß nicht nur als vormals unvermeidliche Verwechselung entschuldigt, sondern anerkannt werden als der zwar unzureichende, nur vorläufige, aber auch so schon seinerzeit heilskräftige Ausdruck der obersten religiösen Wahrheit: daß dem Menschen die vollendete Offenbarung Gottes zu teil wird durch Personation.

Da muß denn freilich ein entschiedener Unterschied gemacht werden zwischen dem geschichtlichen Menschen Jesus von Nazareth und dem Gott Christus, der „das Menschheitsideal" darstellt. Diese eigentliche Menschwerdung Gottes zeigt nämlich nicht ein Augenblick der Menschheitsgeschichte, also auch nicht die Person Jesu, sondern bedarf zu ihrer Offenbarung und Erfüllung ungezählter Jahrtausende.

Was der Glaube im Laufe der Jahrhunderte gethan hat, indem er den Sohn des Zimmermanns von Nazareth verwandelte in den allmächtigen und allwissenden Gott, das wiederhole ich in wunderloser, schlichterer Weise, indem ich ihn aus der Zeitenferne lebend herübernehme in die Gegenwart und ihn zur Denkart seiner Sprüche ausstatte mit aller Macht, aller Kunst und Wissenschaft, die uns inzwischen hinzuerworben ward . . . Mein kolossalischer Jesus Christus lebt auf Erden in der Gegenwart als Christenheit. Sie ist nicht Gott; aber das Göttliche hat in ihr die zur Zeit höchste Stufe der Menschwerdung erreicht. Sie ist nicht allgütig, sondern auch im großen und ganzen immer noch behaftet mit schlimmen Eigenschaften und argen Gebresten. Aber sie hat ein Wollen des Guten, eine Erfüllung der Pflichten der Nächstenliebe, eine Bändigung des Bösen, wie nirgend sonst und niemals zuvor. Sie ist nicht allwissend noch allmächtig; aber sie verfügt mit der Gesamtheit ihrer Wissenschaften über ein Maß von Kenntnissen, und mit deren Anwendung in Arbeit über ein Maß von Macht, gegen welche die kindlichen Vorstellungen früherer Jahrhunderte von der Allmacht und Allwissenheit der Götter und Gottes weit zurückbleiben. Dieser Gesamtgeist der Christenheit, dies den Erdball umfassende Riesengewächs aus dem vom Sohne des Joseph und der Maria gepflanzten Keim ist mein lebendiger, gegenwärtiger Jesus Christus.

Das Dogma von der Wiederkunft Christi, „herausgeläutert aus der Allegorie der Kirchenlehre," bezeichnet nichts andres als die erlangbare Gewißheit, daß er in der Wiederkehr längst begriffen ist, daß er bereits in täglich wachsender Herrscher- und Segensmacht, in lebendiger Gegenwart vor unsern Augen waltet . . . Der Elektriker, der Ingenieur, der Chemiker u. s. w. — alle diese Männer sind treuere Mitarbeiter am Leibe Christi und erfolgreichere Thatapostel des Christentums, als die große Mehrzahl seiner berufenen Prediger. Sie sind das bahnbrechende Geniekorps, die Avantgarde der welterobernden Christenheit . . . Nur wir Christen können solches Wissen und solche Macht erwerben, weil uns von unsrer Religion die Aufgabe gestellt war, den allwissenden und allmächtigen Wunderthäter Christus nachahmend zu verleiblichen.

Das führt uns denn zu dem Ziele des Lebens, zu dem, was nach der Kirchenlehre Seligkeit heißt. Nach dem erfüllten Christentum ist vielmehr das zu erstrebende wahre Ziel der Gottesfurcht:

die Gesundheit, die Kraft, das Glück, die Allwissenheit, die Allmacht, die Allgüte des Menschengeschlechts, oder, so kurz als möglich zusammengefaßt: die Erlösung Gottes auf Erden.

So schildert Jordan „die in gleichem Schritt mit dem Menschengeschlecht weiter gewachsene Heilslehre." In dieser Weise läge es nach seiner Ansicht auch dem Geistlichen unsrer Tage ob, das „Christentum an die Lebensbedingungen der erwachsenen Menschheit anzupassen."

3

Ich fühle wohl, daß ich nur eine flüchtige und unvollständige Skizze von Wilhelm Jordans Christentume entworfen habe. Aber ich glaube, auch das Wenige genügt, dem Leser ein deutliches Bild von Jordans Denk- und Glaubensweise zu verschaffen. Jedenfalls ist das Wesentliche dieser neuen Weltanschauung hier wiedergegeben. Es erübrigt, sie einer kritischen Beurteilung zu unterwerfen.

Ich kann dieselbe nicht anders beginnen als mit dem erneuten Ausdrucke der Freude darüber, daß ein Mann wie Jordan sich so eingehend mit der schwierigen Frage beschäftigt hat und so warm und entschieden für das gute Recht der Religion und des Christentums eintritt.

Freilich werden wir schwerlich geneigt sein, dieser peinlich erdachten und lebhaft befürworteten Auffassung des Christentums beizupflichten, so laut sie uns auch als die der erwachsenen Menschheit angepaßte und allein würdige angepriesen wird. Auch auf die Gefahr hin, von Jordan alsbald zu den rückläufigen, beschränkten Geistern gerechnet zu werden, die einer überwundenen Kulturstufe angehören, müssen wir es bezeugen, daß nach unsrer Meinung das Problem gänzlich unrichtig gestellt und darum natürlich auch falsch gelöst worden ist.

Ich habe in meinen kurzen Auszügen aus den Jordanschen Schriften, wie das nahe lag, mich wesentlich auf die Aeußerungen über rein religiöse Fragen beschränkt. Den weitaus größeren Teil in den betreffenden Büchern nimmt aber die Behandlung naturwissenschaftlicher Fragen ein. Jordans Kenntnisse in diesen Dingen sind erstaunlich umfassend. So viel ich weiß, ist Jordan, einer alten Pastorenfamilie entstammend, ursprünglich selbst Theolog gewesen. Aus seinen Schriften würde man um vieles eher auf einen Naturforscher als Verfasser schließen. Und hier liegt der falsche Ausgangspunkt der Jordanschen Theorien. Als ein echtes Kind unsrer naturwissenschaftlich stolzen Zeit ist er staunend und bewundernd erfüllt von den Errungenschaften der Naturkunde auf dem Gebiete des Wissens und des Könnens, der Wissenschaft und der Technik. Da hat sich ihm denn die Ueberzeugung von der Wahrheit jener nach Darwin benannten Weltanschauung als unumstößliche Gewißheit aufgedrängt. Mit diesem Weltbilde muß seiner Ansicht nach das Christentum zu vereinigen, ja zu verschmelzen sein, oder es geht zu Grunde. Und weil nun dieses Weltbild aus den Ergebnissen von Wissen und Können zusammengesetzt ist, so muß auch das Christentum sich wesentlich im Wissen und Können offenbaren. Daher Jordan auch von einer allmächtigen und allwissenden Christenheit reden kann. Die angezogenen Stellen werden es genugsam dargethan haben, wie für Jordan das Hauptgewicht im Menschheitsleben auf den Kulturfortschritten beruht. Das Wissen des heutigen Geschlechts und seine Macht auf dem Gebiete der Arbeit — das sind nach Jordan die zwei hervorragendsten Thaten des Menschen, hier zeigen sich allein die Früchte des Christentums. Nur nach dieser Richtung liegen ihm auch die ferneren Fortschritte, die mit der völligen Allmacht und Allwissenheit der Menschheit als der einstigen Erlösung Gottes endigen werden. Und diese Menschheit ist zugleich auch der gegenwärtige und wiederkommende Gottessohn Christus, ist das Christentum und ist die Christenheit — alles dreies in einem.

Das ist nun freilich eine uns ungewohnte Vorstellung vom Christentum und von dem unter uns lebendigen Gottessohne. Nicht in der fortschreitenden Entwicklung von Wissen und Können sehen wir die Bestimmung der von Christus regierten Menschheit, sondern in ihrer fortschreitenden Heiligung. Die Bestimmung der Christenheit liegt uns nicht in Zwecken der Erkenntnis und allerlei Geistesthaten, sondern das Reich, welches

Gott in ihr gegründet hat und der Vollendung entgegen leiten will, ist das in Christo erschienene höchste Gut, als das sittliche Ideal, zu dessen Verwirklichung sich die Glieder der Christenheit unter einander verbinden. Und Christentum ist uns nicht Wissenschaft und Technik, nicht Weisheit und Macht, sondern eine Sache des Herzens und des Willens. Diese religiös-sittliche Seite des Christentums wird von Jordan kaum gestreift; ihm ist die verstandesmäßige, die intellektuelle Seite das Bedeutsamste. Wir aber sehen uns bei seinem erfüllten Christentume vergeblich um nach den Ausdrücken, darein wir sonst unsers Glaubens Wesen zu fassen gewohnt sind. Von Sünde und Gnade, von Rechtfertigung und Versöhnung ist keine Rede. Sicherlich sind das dem Erfüller des Christentums höchst veraltete Dinge, mit denen er nichts anzufangen weiß. Er ist stolz darauf, wie herrlich weit es die Menschheit gebracht hat: von Sünde und Schuld wird er wenig gewahr. Und sieht er sie, so sind es ihm störende Schatten, die durch die fortschreitende Wissenschaft und Kultur bald beseitigt werden dürften. Wissen und Können ist ja das Allheilmittel für alle Schäden der Welt, ist der eigentliche Zweck des Lebens. Da kann er dann freilich von der Person des Heilands nur eine dürftige Meinung hegen. Der ist ihm zwar eine liebenswürdige Gestalt und preisenswert, weil er den Keim gelegt hat zu jenem in der Menschheit Fleisch werdenden Gottessohne, zu jener Kultur, derer wir uns rühmen. Aber er selbst hat solcher Geistesblüte durchaus fern gestanden, also daß es denn dem Erfüller des Christentums eine beschränkte Einseitigkeit Jesu ist, daß derselbe keine Naturwissenschaft trieb, sondern sich allein mit den ethischen Fragen beschäftigte. Und auch an den Schriftstellern des Neuen Testaments rügt er diesen Mangel an wissenschaftlichem Sinn. Welch eine Verkennung dessen, was bisher allezeit als des Christentums wahrstes Wesen gegolten hat! Wie der Mensch das Heil empfangen kann für seine schuldbeladene Seele, wie Christus den Menschen mit Gott versöhnte, alle diese allereinfachsten Grundwahrheiten des Christenglaubens liegen dem neuen Reformator meilenfern!

Das ethische Element im Christentume also, das uns bisher als Kern und Stern des Evangeliums galt, bezeichnet er als nebensächlich oder gedenkt seiner kaum. Dagegen sucht er das Wesen des Evangeliums in Dingen, die sehr wichtig für die Menschheit sind, die aber mit der Religion als solcher wenig oder nichts gemein haben. Denn ist es auch anzuerkennen und zuzugeben, wie die Früchte des Christentums sich besonders leuchtend offenbaren in allerlei Segnungen und Fortschritten christlicher Kultur: nie und nimmer ist diese Kultur das Christentum selbst, sondern nur seine Folge. Das Wesen des Christentums liegt auf seiten des Gemüts und des Charakters, im Leben der von Christi Geist zur Versöhnung geleiteten einzelnen Seele und der Gesamtgemeinde. Darum müssen wir bei aller dankbaren Anerkennung des ernsten Strebens und Ringens ein in Jordanscher Weise erfülltes Christentum als wider das Wesen des Christentums streitend ablehnen.

So bleibt also der Zwiespalt klaffen zwischen dem Christentum und der erwachsenen Menschheit? So ist keine Anpassung beider aneinander möglich? O nicht doch! Auch wir erstreben mit Ernst und Eifer jene Anpassung. Nur sehen wir nicht ein, warum das Christentum sich durchaus dem modernen Menschengeschlecht anpassen, und warum sich nicht diese heutige Menschheit vielmehr dem Christentume anschmiegen soll. Was ist denn überhaupt jene „erwachsene Menschheit", von welcher Jordan redet? Er meint doch nichts andres damit, als die mit den Errungenschaften der heutigen Naturforschung erfüllten sogenannten Gebildeten. Aber ist das nicht eine große Einseitigkeit? Besteht denn das Leben des Menschen nur in jenen ausgebildeten Kräften des Wissens und der Arbeit? Giebt es denn nicht noch ganz andre Lebensbethätigungen und Bedürfnisse des menschlichen Geistes?

Und dann: ist Jordans erwachsenes Menschengeschlecht nicht am Ende nur die Menge der Anhänger Darwins? Der Darwinismus ist doch aber im Grunde nichts als eine naturwissenschaftliche Theorie, eine, meinetwegen recht wahrscheinliche, Hypothese. Wie aber können naturwissenschaftliche Erkenntnisse und technische Fähigkeiten verlangen, daß das Christentum, welches

doch auf ethischem, auf religiös-sittlichem Gebiete seine Kraft hat, sich nach ihnen modle! Wenn man aus dem Christentum nichts andres machen will, als was es ist, nämlich eine Gotteskraft, selig zu machen alle, die daran glauben, und wenn die Naturwissenschaft ruhig in ihren Grenzpfählen bleibt und nicht mit allerlei Spekulationen herum irrlichterirt — ich wüßte nicht, wie die beiden einander ins Gehege kommen sollten und warum sich das Evangelium irgend einer beliebigen naturwissenschaftlichen Theorie oder pantheistischen Weltanschauung anpassen müsse. Mag Wilhelm Jordan bei seinen trefflichen Untersuchungen des Himmelsgewölbes und der uns rings umgebenden Natur „den Macher" nicht entdecken und bei allem angestrengten Fleiß über das unbestimmte Ahnen eines Ewigen, Göttlichen in der Welt nicht hinauskommen — damit wird er doch uns wahrlich nicht den Herrgott rauben können, der sich in Christo Jesu offenbart.

Freilich jenen wunderlichen Gott, der in der Menschheit nach und nach „durch Personation" Mensch wird und einst erlöst werden soll, wenn die allmächtige und allwissende Menschheit ans Ziel gelangt sein wird — den können wir als Christen nicht verehren und anbeten. Und auch Jordan kommt — wie vor ihm einst Strauß — nicht über ein gewisses unbestimmtes Gefühl ehrfürchtiger Andacht vor diesem Gott hinaus. Aber wie in aller Welt kommt auch Jordan zu diesem Gott, und vollends, wie kann er uns diesen Gott an die Stelle unsers Herrgotts setzen! Nein, wir wollen lieber die verschiednen Gebiete des Geisteslebens reinlich scheiden. Mag die Naturforschung immer mehr lernen und erkennen, und mag die Beherrschung der Naturmächte durch Menschenkraft eine immer umfassendere werden: das Verlangen des Menschenherzens nach Heil und die Seligkeit der Seele über die erlangte Rechtfertigung wird dadurch nimmer berührt. Es ist ein gar verschieden Ding um Naturerkenntnis und um Christentum, und beide gehen friedlich neben einander her. Können und sollen das wenigstens. Und die Erfüllung des Christentums in unsern Tagen wird weniger darin bestehen, daß es sich den Naturerkenntnissen des Menschengeschlechts anpaßt, als daß es immer inniger seines eignen Wesens bewußt, immer treuer seine Arbeit an den Seelen thut.

4

So lehnen wir also Jordans wohlgemeinten Versuch dankend ab, weil wir eine solche Erfüllung oder Versöhnung nicht erst nötig zu haben glauben. Aber wir sind ihm von Herzen dankbar für seine Mühe. Er steht ja in seiner Denkweise auch nicht allein, sondern hat viele treffliche Geister unsrer Tage hinter sich, die gleich ihm bemüht sind, einen vermeintlichen Riß zu stopfen. Er aber thut das besonders mannhaft und geistvoll, und darum soll er doppelt bedankt sein. Das mag er uns freilich nicht verübeln, daß wir es dem von ihm uns in den „Sebalds" vorgeführten Konsistorium nicht verargen können, wenn es den Prediger solchen Christentums nicht gerade gern auf der Kanzel sehen mag. Auch ist diese übertriebene Schilderung hochkirchlicher Orthodoxie überhaupt viel zu drastisch. Es ist da zu viel Schatten und bei dem Helden zu viel Licht. Aber damit komme ich schon in die litterarische Kritik über den Roman, und die wollte ich vermeiden. Einigermaßen gehörts aber doch mit hierher. Sämtliche Helden des Romans sind überaus tugendhaft und überaus schön. Die Bösewichter dagegen von einer geradezu unnatürlichen Verworfenheit und von abstoßender Häßlichkeit. Jordans Auffassung des Christentums mit seinem oft wunderlich geplanten Kultus der Zukunft (ich denke an die geradezu seltsame Abendmahlsfeier und an die sonderbare Trauung) ist überhaupt nur für geistvolle, kenntnisreiche und schöne Menschen. Er sagt selbst:

Ohne Poesie bleiben von der Religion, ohne Kunst vom Gottesdienste nur lebenshinderliche, in die Gruft hinunter gehörige Mumienreste!

Darin liegt Wahrheit; aber Jordan übertreibt, weil er selbst ästhetisch überaus gebildet ist und seinen Kultus fast ausschließlich in Aug und Ohr berückenden sinnlichen Elementen findet. Sittliche Kräftigung und Erbauung ist ihm auch im Gottesdienste fremd. So ist denn bei seiner ganzen Religionslehre viel zu viel Aesthetik dabei — sehr ähnlich wie bei Strauß, der in seinem neuen Glauben gleichfalls zu dem

Kultus des Schönen flüchtet. Auch Jordans Kultus ist wesentlich lyrisch-musikalisch und sentimental-ästhetisirend. Für das Volk ist das sicherlich nichts; aber überhaupt nicht für solche, die sich geistlich arm und mühselig und beladen fühlen. Und so sollen wir uns doch alle fühlen. Der hochgemute Stolz auf die Errungenschaften des menschlichen Geistes dürfte im Leben nicht immer Stand halten. Das demütige Gefühl der Ohnmacht und der sittlichen Verarmung wird nie ganz zu unterdrücken sein. Und darüber hinweg hilft dann keine Musik und Bildnerei, auch Poesie nicht, sondern allein das Evangelium.

Auch die Römlinge hat Jordan gar zu greulich gezeichnet, — aber sein widerrömischer Sinn, trotz aller Vorliebe für die schönen Formen des römischen Kultus, und vor allem sein kräftiger Protest gegen Janssensche Geschichtsverfälschung in den Sebalds ist überaus dankenswert.

Zum Schluß nur ein kurzes Wort noch von seinem neuesten Roman: Zwei Wiegen. Auch in ihm tritt selbstverständlich der Dichter lebhaft für die von ihm vertretene Weltanschauung ein. Die Darwinistischen Grundsätze der Vererbung und Zuchtwahl werden hier auf das Menschenleben übertragen und in dem wandelvollen Schicksal zweier Familien zur Anschauung gebracht. Es ist auch wieder ein wesentlich naturphilosophischer Roman, der in langatmigen Erörterungen und Dialogen des Dichters reiche Kenntnis in zoologischen und astronomischen Dingen offenbart. Die Religion wird dagegen in diesem Werke nicht sonderlich ausführlich behandelt, und das Wenige, das darüber gesagt wird, bietet gegen die früher erschienenen Dichtungen und Abhandlungen nichts Neues. Es tritt uns zwar auch hier ein Pfarrer entgegen, der, Jordans Ideal verwirklichend, die diesem sinnenden Geiste eigentümliche Verquickung von Darwinismus, Mystizismus und Christentum als die Religion der Zukunft predigt, aber dieser Pfarrer spielt nur eine episodische Rolle. Und soviel auch die andern Personen der Dichtung über Weltanschauung und Lebensauffassung reden, soviel religiöse und philosophische Gedanken in tiefsinnigen und auch halbsinnigen Aussprüchen zum Ausdruck kommen, eine zusammenhängende Erörterung über die von Jordan angestrebte sogenannte Erfüllung des Christentums wird vermieden. Ueber seinen irrigen Grundsatz, das Wesentliche der Religion in allerlei naturwissenschaftlichen Spekulationen, überhaupt in der Gedankenarbeit und der Naturanschauung zu suchen, kommt Jordan auch hier nicht hinaus.

N B

Ein römischer Bischof des zweiten Jahrhunderts über das Würfelspiel

Man sieht bekanntlich in der staatlichen Anerkennung des Christentums durch Konstantin den Großen ein Ereignis, das für die Kirchengeschichte epochemachend gewesen ist. Mit vollem Rechte! Wirft man aber einen Blick auf das innere Leben der Kirche, so wird man hier Einschnitte bemerken, welche mit jenem in der äußern Geschichte so folgenreichen Ereignis nicht zusammenfallen, trotzdem aber von großer Wichtigkeit gewesen sind.

Mit besondrer Deutlichkeit ist das in der Geschichte der christlichen Bußdisziplin erkennbar. Es ist ein fester Grundsatz der ältesten Christenheit gewesen, daß in der Taufe die Sünden einmal vergeben werden, ein Rückfall in die alten heidnischen Laster aber von der Gemeinde der Heiligen ausschließe. Der hohe sittliche Geist, welcher in der ersten Zeit in den christlichen Gemeinden waltete, und die sichere Hoffnung auf das bald bevorstehende Weltende bewirkten es, daß diese Forderung keine rein theoretische blieb, sondern wirklich erfüllt wurde. Je mehr aber die Gemeinden in die Welt einzugehen begannen, je mehr jene Hoffnung in den Hintergrund trat und vor der Aufgabe erblaßte, hier auf Erden den Samen christlicher Gedanken und christlichen Lebens weiter auszubreiten, je größer infolgedessen die Gemeinden wurden und je mannigfacher die Elemente, die in ihnen Aufnahme fanden, um so mehr mußte jener strenge Grundsatz mit der Zeit erschüttert werden. Es war unmöglich, daß in einer Gemeinschaft, die nach Hunderten und bald nach Tausenden zählte, alle einen heiligen Wandel führten; es würde

aber den Bestand einer solchen Gemeinschaft und ihre Wirksamkeit in weitern Kreisen empfindlich geschädigt haben, hätte man dem gegenüber an dem Grundsatze festhalten wollen, alle diejenigen, welche nach empfangener Taufe wieder sündigten, dauernd und für immer aus der Gemeinschaft auszuschließen. Eine solche Frage entscheidet stets nur die Praxis. Es handelt sich darum, ob eine kirchliche Gemeinschaft zu Gunsten der vollkommenen sittlichen Reinheit eines jeden ihrer Mitglieder, die ja doch nur ein Ideal bleibt, darauf verzichten soll, in weitesten Kreisen fruchtbar zu wirken, oder ob sie mit Wort und That fortwährend auf die Hebung und Wahrung der sittlichen Gesinnung auch ihrer schwächeren Glieder bedacht sein will, ohne dieselben sofort für verloren zu erklären, wenn sie einer Versuchung unterliegen.

Die christliche Kirche hat sich, durch ihre eigne Entwicklung dahin gedrängt, für das Letztere entschieden. Wir vermögen die einzelnen Stadien des Prozesses, der von der Verwerfung einer jeden Buße nach der Taufe bis zu den mannigfach abgestuften Bußauflagen der spätern katholischen Kirche geführt hat, nicht überall zu verfolgen. Am deutlichsten noch in der Geschichte der römischen Gemeinde. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß es die Gemeinde der Welthauptstadt gewesen ist, welche von Anfang an eine Führerrolle unter den Schwestern gespielt hat. Es ist auch eine sichere Annahme, daß sie ihre hervorragende Stellung nicht lediglich dem Umstande verdankt, daß sie die Gemeinde Roms war, sondern daß sie von Anfang an einen äußerst sichern Scharfblick in allen praktischen Fragen des kirchlichen Lebens gezeigt hat. Beides wirkt natürlich zusammen: gerade in Rom, gerade bei einem so viel gegliederten und zusammengesetzten Organismus, wie es die römische Christengemeinde bereits im zweiten Jahrhundert gewesen sein muß, liegt es nahe, daß man weniger den unfruchtbaren Forderungen einer wenn auch noch so idealen Theorie Gehör schenkte, als aufmerksam dem Gange der Dinge folgte, der auf eine große Zukunft in der Weltmission hinwies. Man wird daraus der römischen Gemeinde, näher ihren Führern, keinen Vorwurf machen dürfen.

Einen Einschnitt nun, der für die Kirche von der angedeuteten Wichtigkeit gewesen ist, sieht der Kirchenhistoriker in einem Erlaß des römischen Bischofs Kallistos (217—222), welcher bestimmte, daß die Kirche Unzüchtigen, Ehebrechern und Mördern, mit einem Worte solchen, die in Fleischessünden gefallen waren, fortan die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft nach angemessener Buße gewähren sollte. Nur Götzendienst blieb von dieser Wohlthat ausgeschlossen. Es ist eine Thatsache von höchster Bedeutung, daß in diesem Erlasse ganz offiziell mit der alten Praxis, grobe Sünder aus der Gemeinschaft auszuschließen, gebrochen wurde. Das Ereignis ist auch keineswegs spurlos vorüber gegangen. Ein Teil der Gemeinde unter einem gelehrten, zugleich um die Förderung der Theologie und des kirchlichen Lebens sehr verdienten Manne, Namens Hippolyt, erhob kräftigen Einspruch gegen das Verfahren des Bischofs. Es kam dazu, daß Kallist selbst keine fleckenlose Vergangenheit hatte, daß man sich berechtigt glaubte, ihm persönliche Laxheit vorwerfen zu dürfen. Wie immer es sich damit verhalten mochte, der Bischof befand sich in einer Notlage. Er hätte seine Gemeinde auflösen müssen, wenn er an der alten Strenge festgehalten hätte. Er beugte vor, indem er nachgab, ehe er durch die Verhältnisse gezwungen wurde. Und sein Erlaß setzte sich durch. Ja, es dauerte nicht viele Jahre, da mußte unter dem Drucke der großen Verfolgungen auch die letzte Bestimmung fallen und unter allerhand kasuistischen Unterscheidungen auch denen, welche wieder in Götzendienst verfallen waren, die Aufnahme gewährt werden.

Wenn wir nun auch sicher annehmen dürfen, daß jener Erlaß des römischen Bischofs das Fazit aus einer Zwangslage zog, und gewiß schon lange vor ihm das Auge der Kirche im Einzelfalle nachsichtig auf dem Sünder geruht hat, so scheint es doch, daß er noch dreißig Jahre früher nicht möglich gewesen wäre. Damals war Bischof von Rom Viktor, ein Mann, der uns aus der Geschichte als ein rücksichtslos energischer Charakter bekannt ist, der den Anspruch der römischen Gemeinde,

die erste unter den Schwestern zu sein, mit größtem Nachdruck geltend machte, so zwar, daß er sich nicht scheute, die kleinasiatischen Gemeinden wegen einer Abweichung in der Feier des Osterfestes aus der Gemeinschaft der Kirche auszuschließen, ein Mann endlich, der innerhalb seiner eignen Gemeinde keine Abweichung, selbst in rein theologischen Fragen, duldete. Schon diese Thatsachen würden uns einen Rückschluß auf seine Stellung zur Bußfrage erlauben. Die scharfsinnigen Untersuchungen Professor Harnacks haben uns ganz neuerdings in den Stand gesetzt, diese seine Stellung genau zu bestimmen und zugleich einen Einblick zu erhalten, wie streng man noch am Ende des zweiten Jahrhunderts in Rom über anscheinend viel leichtere Sünden, als es die sogenannten Fleischessünden sind, urteilte.

Unter den Schriften Cyprians von Karthago, des gewaltigen Vorkämpfers für bischöfliche Macht und Ansehen im dritten Jahrhundert unsrer Kirche, findet man ein kleines Büchlein, das Von den Würflern handelt. Die Gelehrten sind sich schon lange darüber einig, daß es von dem Manne, dem es zugeschrieben wird, nicht herrühren kann. Doch ist es wenig beachtet worden, wie es solchen Schriften unsicherer Herkunft öfters zu ergehen pflegt. Dies Büchlein nun gehört, wie Harnack sicher erwiesen hat,*) jenem Bischof Viktor von Rom an. Wahrscheinlich eine Predigt, vielleicht auch ein zur Verbreitung in weitern Kreisen bestimmter Traktat, ist es eben um dieser Autorschaft willen, aber auch wegen seines merkwürdigen Inhaltes wohl wert, daß wir unsre Leser mit ihm bekannt machen.

Wie sich die alten Christen in der Praxis zum Spiel gestellt haben, darüber besitzen wir im allgemeinen nur kurze, unsichere Andeutungen. Daß sie es in der Theorie gänzlich verwarfen, versteht sich. Ebenso natürlich aber muß es erscheinen, daß auch hier wie überall die Wirklichkeit dem Ideal nicht nachzukommen vermochte. Indessen muß es doch auffallen, daß, während so oft in altkirchlichen Schriften von den mannigfachsten Lastern und Schwächen der Gemeinde mit scharfem Tadel gesprochen wird, der Neigung zum Spiel so gut wie gar nicht gedacht wird. Man hat daraus wohl den Schluß ziehen wollen, daß etwa die Christen nicht aus schmutziger Gewinnsucht, sondern zu harmloser Unterhaltung und ohne daß Streitereien und Gezänke daraus entstanden wären, gespielt hätten. Das ist eine gewiß gut gemeinte, aber doch sehr leere Ausflucht. Man könnte höchstens sagen, daß im allgemeinen das Laster des Spieles sich nicht so in den Vordergrund gedrängt haben wird, daß die kirchlichen Oberen sich mit ihm besonders strafend befassen mußten. Wie ernst man aber die Sache nahm, wo wirklich Grund dazu vorlag, das zeigt eben unsre kleine Schrift, die das Würfelspiel eigens ins Auge gefaßt hat.

Der altböse Feind geht um und bedräut die Diener Gottes mit Versuchungen aller Art, als da sind: Götzendienst, Ehebruch, Diebstahl, Raub und Mord, Geiz, Betrug, Völlerei, Heftigkeit, Buhlereien, Zorn und Neid, Treulosigkeit, falsch Zeugnis, üble Nachrede, Hochmut, Irrtum und ähnlichen schlimmen Dingen, zu denen auch das Würfelspiel gehört.

Das ist das Thema. Unter all den vielen Lastern, deren Versuchung der Christ unterliegen kann, wird auch das Spiel genannt. Unser Redner kennt keine Abstufungen unter den Sünden; ihm sind sie alle gleich. Noch nichts von den feinen Unterscheidungen späterer Zeiten. Hochmut, Neid, falsch Zeugnis, Mord und Ehebruch, sie alle sind vom Teufel gewirkt, stammen aus der gleichen, gottwidrigen Quelle, die den Gläubigen vergiftet. So auch das Würfelspiel.

Wie kann die Hand, die [durch die Taufe] gereinigt ist von menschlichen Fehlern und Schwächen, die sich dem Herrenopfer nahen darf und von Gott gewürdigt ist, zu empfangen, was dem ganzen Menschen Heil und Segen bringt, die Hand, welche lobpreisend zu Gottes Anbetung sich erhebt, welche Christi schützendes Kreuz schlägt, wie kann sie von neuem dem Teufel verfallen, dessen Nachstellungen sie doch entgangen war? Sie, die Würflerhand, die sich selbst verdirbt und verdammt, mit dem Teufelswerkzeug, das unheilbare Wunden schlägt.

Beim Spiele steht der Böse auf der Hut, bereit, sein Opfer zu ergreifen und, wenn ers ergriffen hat, hohnlachend über ihm zu triumphiren. Hier sieht man Wahnsinnswut, meineidige Käuflichkeit, hier zischeln die Lästerzungen. Freundes- und Bruderzwist, Schmähreden und verruchten Frevelmut, zügellose Wildheit, Wahnsinn und unmenschliche Gier nach schrecklichen Verbrechen, hier sieht man sie walten . . .

O du grausame Hand, die du dich gegen dich selber kehrst, die du das sauererworbene Gut der Väter in schimpflichem Leichtsinn verschleuderst! Du trotzig schuldbefleckte Hand, Tag und Nacht darauf bedacht, dich selbst zu schädigen, von Sünde zu Sünde zu eilen und nimmer aufzuhören! Die du deinen Herrn zu Grunde richtest, ihn seines Besitzes beraubst und, während er in behaglicher Fülle leben mochte, an den Bettelstab bringst!

Wie kommt es nur, ihr Gläubigen, daß der, den niemand beunruhigt, sich voller Neid selbst verfolgt?

Diese und ähnliche Vorwürfe sind es, die der Redner den Spielern entgegenschleudert, bis seine Ausführungen in dem Gedanken gipfeln, daß ein Christ, der sich dem Spiele hingiebt, damit seinen Christennamen befleckt und aufhört, Christ zu sein.

O Christ, wer du auch seiest, der du dem Würfelspiele fröhnst, wisse vor allem, daß du kein Christ bist, sondern heidnischer Art, und daß du umsonst dem Tische des Herrn dich nahst.

Du nennst dich einen Christen, aber du bist es nicht, denn du lebst weltlichen Gelüsten.

Und dem Verfasser ist es mit diesen Gedanken wirklich Ernst. Es ist nicht nur rhetorische Phrase, wenn er den Spieler als Heiden bezeichnet, es ist nicht ein Ausdruck, der ihm im Augenblicke des Zornes auf die Lippen kommt, er übernimmt vielmehr den Nachweis dafür.

Du kannst keine Freundschaft mit Christus haben, denn du bist Christi Feindes Freund.

Denn das Spiel stammt im eigentlichen Sinne vom Teufel; wer spielt, opfert dem Teufel; der Christ aber darf nur dem Einen Gott opfern. Götzendienst also treibt der Spieler. Der Teufel hat einst einen weltgewandten Mann zur Erfindung des Spieles inspirirt, und dieser Mann hat sich damit einen Namen machen und zur göttlichen Ehre gelangen wollen. Er hat eine Statue von sich anfertigen lassen, das Würfelbrett in der Hand, an der sein Name angebracht war, und jeder Spieler wurde nach seinem Namen genannt. Wie darf das der Christ, der doch den Namen seines Herrn trägt? Die große Statue wurde in vielen kleinen Statuetten vervielfältigt, und der Erfinder bestimmte, daß niemand das Würfelbrett berühren dürfe, der ihm nicht zuvor geopfert habe. Welches Verbrechen! Jeder Spieler wird so zum Götzendiener und wird beim letzten Gericht die Strafe des Feuers erleiden. Denn das Verbrechen, das der Götzendiener begeht, ist ein Verbrechen gegen Gott, für das es keine Entschuldigung und keine Vergebung giebt.

So laß doch ab, du Unglückseliger, von deinem Wahn. Was stürzest du dich mit dem Teufel freiwillig in die Schlingen des Todes? Was verspielst du dein Hab und Gut mit den schmutzigen Knöcheln? Warum verstrickst du dich in die Welt, um mit ihr verurteilt zu werden? Warum sündigst du, indem du deinen Feind lobpreisest, wo du doch notwendig mit ihm gerichtet werden mußt? Sei kein Würfler, sei lieber ein Christ; bringe dein Geld zum Tische des Herrn, wo Christus sitzt und Engel und Märtyrer gnädig auf dich herabschauen; gieb dein väterlich Gut den Armen, anstatt es im wilden Spiel vielleicht ganz zu verprassen; Christus, dem Sieger, vertraue deine Reichtümer an; mit deinem Herrn treibe als treuer Diener die rechte Kurzweil; beschäftige dich mit göttlichen Dingen; ahme die Kunst des Herrn nach, die nicht „zerstreut“ sondern „sammelt“ (Mt. 12, 30). Mit den Armen „spiele“ Tag für Tag, mit den Witwen mache dir oft zu thun, dein Hab und Gut „vergeude“ im „leidenschaftlichen“ Dienst der Kirche, dein Gold und Silber lege an in himmlischen Schätzen, deine Grundstücke und deine Häuser [verspiele nicht], sondern verwende sie in frommem Dienste, damit du sie dir im Paradiese neu erbauest. Befleißige dich fort und fort guter Werke, so werden dir deine Sünden vergeben werden. Spiele nicht mit Würfeln ein verderbliches Spiel und begehe nicht todwürdiges Verbrechen. Wende dein Herz davon weg und ziehe deine Hand zurück; reinige sie vom Opfer des Teufels; wirf ab die ruchlosen Gewohnheiten; sei geduldig und christlich; sorge für dich und dein wahres Leben in frommen Handlungen; fliehe den Teufel, deinen Verfolger; fliehe den Würfel, deiner guten Werke Feind; befleißige dich der Weisheit und unterrichte dich in den Ermahnungen des Evangeliums; hebe deine reinen Hände zu Christus empor, auf daß du dich um deinen Herrn verdient machen kannst. Laß ab vom Würfel! Amen!

Die ungelenke Rhetorik, mit welcher der Bischof seine Ermahnungen hervorsprudelt, nimmt ihnen nichts von der gewaltigen Kraft, die den Gläubigen mächtig ins Gewissen redet.

---

*) Vgl. Texte und Untersuchungen zur altchristlichen Litteratur, herausgegeben von v. Gebhardt und Harnack. 5, 2. Sprachliche Einwendungen, die aber nicht belangreich sind, hat Professor Wölfflin erhoben. Vgl. Theologische Litteraturzeitung 1889, 1. Leider konnten protestantische Stimmen laut werden (und zwar in Blättern, die nichts vom Evangelischen Bunde wissen wollen!), welche das Ergebnis der Harnackschen Untersuchung deshalb bedenklich fanden, weil die römische Kirche davon Gewinn ziehen könnte! D H

Wir sehen ihn vor uns, den energischen Mann, der die weltkluge Politik seines gewandten Nachfolgers gewiß verabscheut haben würde. Wir hören aus seinen Worten die tiefe Betrübnis, den echten Zorn über die Mißstände seiner Gemeinde, zu deren Hirten er sich berufen weiß.

Mit welchem Eifer, mit welchem Selbstbewußtsein, aber auch mit welcher Erkenntnis der hohen Schwierigkeiten seines Berufes dieser Bischof erfüllt war, dafür zeugt uns ganz besonders noch der Eingang unsrer Schrift. Unsre Leser wissen, daß es in damaliger Zeit noch keinen römischen „Papst“ gegeben hat. Aber wie so manches andre, läßt gerade auch dieses Büchlein deutlich erkennen, daß schon um diese Zeit das hohe Bewußtsein seiner Stellung sich im römischen Bischof regte. Ist Viktors Rede auf die Gläubigen, die gläubigen Laien, zugespitzt, so benutzt er den Eingang, um den Bischöfen ihre Pflicht als Hirten der Gemeinden vorzuhalten:

Wir Bischöfe sind das Salz der Erde; uns gilt, was der Herr im Evangelium gesagt hat: wo nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten. Darauf laßt uns achten und stets bedenken, daß wir nicht in sorglosem Vertrauen darauf, daß uns die priesterliche Würde vom Herrn verliehen ist, uns nachlässig erweisen in unserm Amte.

Und da durch die Handauflegung der heilige Geist gastlich in unsre Herzen eingekehrt ist, so laßt uns Sorge tragen, daß wir diesem unserm „Einwohner“ keine Trübsal bereiten. Dazu vermahnt uns der Herr, wenn er sagt: Betrübt nicht den heiligen Geist, der da in euch wohnt, und: Löscht das Licht nicht aus, das in euch leuchtet.*) Wie aber ein rechtschaffener Bischof, der seine Herde in heilsamer Weise durch das Wort des Herrn zu ermahnen versteht, der Märtyrerkrone wert ist, so sollen auf einen lässigen und der heiligen Schrift nicht achtenden Hirten alle Qualen und Foltern gehäuft werden.

Wir sind die Vormünder und Haushalter des Evangeliums (Gal. 4, 1), und man sucht nichts mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu und gerecht erfunden werden (1. Kor. 4, 2). Was denn nun, wenn alle [nämlich Laien] sündigen und die Haushalter den Sündern verzeihen? Laden sie nicht selbst das Gewicht der Sünden auf sich?

Er schließt sich selbst nicht aus, aber der Ton seiner Rede läßt doch erkennen, daß er auch seinen Amtsbrüdern gegenüber nicht zu schweigen denkt, wenn sie seinem Ideal vom bischöflichen Amte nicht Genüge thun. Und wenn man in dem schwer verständlichen ersten Satze seiner Schrift liest:

Uns Bischöfen hat die väterliche Liebe Gottes die Führerschaft des Apostolats verliehen, uns hat er mit himmlischer Gnade zu Stellvertretern eingesetzt; wir besitzen durch unsern Vorgänger [?] den echten, wahren Apostolat, auf den Christus die Kirche gegründet hat —

und erinnert sich dann, wie bald der Nachfolger Petri seinen Anspruch auf den Primat unter den Bischöfen gerade auf diese letztere Annahme gegründet hat, so stellt man sich den strengen, herben Sittenrichter, der zu uns gesprochen hat, unwillkürlich vor im Vollbesitze päpstlicher Würde. Das ist ein Anachronismus, aber er enthält Wahrheit. Kr

Was hat das evangelische Deutschland bisher für Ostafrika gethan?

Auf den Gang der Dinge in Ostafrika sind seit Monaten die Augen von ganz Deutschland gerichtet. Das Auswärtige Amt in Berlin hat rastlos gearbeitet und einen Sachverständigen nach dem andern herbeigezogen, um seinen Plänen und Maßnahmen eine zweckentsprechende greifbare Gestalt geben zu können; durch unser ganzes Volk aber ist es, mit Ausnahme der bekannten mürrischen Kritiker, wie ein jugendfrisches Beifallrufen für das entschiedene Auftreten unsrer Seemacht gegen Sklavenhandel und Arabertum gegangen. Wenn Deutschlands Schiffe auch nicht die ersten gewesen sind, welche Jagd auf die schändlichen Fahrzeuge der Sklavenhändler gemacht haben, so dürfen wir es doch mit großer Genugthuung feststellen, daß wir mit unsrer Flotte nicht Jahrzehnte oder Jahrhunderte lang, wie andre europäische Völker, dem Sklavenhandel auf See zugesehen, sondern uns unmittelbar, nachdem wir eine Seemacht dieses Ranges geworden, an der Lösung dieser christlich-humanen Aufgabe beteiligt haben.

Wir begnügen uns aber nicht damit. Deutschland hat von vornherein die Blokade der Küste nur als den ersten Schritt

*) Dieses Wort Jesu ist uns sonst nirgends überliefert.

zur Erfüllung seiner Aufgabe in Ostafrika, zur Beseitigung des Sklavenhandels, angesehen. Wie konnte es auch anders sein? Nur solche, die weder mit der Geographie Ostafrikas noch mit den früheren Versuchen zur Unterdrückung des Sklavenhandels vertraut waren, konnten von dem Kreuzen unsrer Kriegsschiffe einen durchschlagenden Erfolg erhoffen. Erst hieß es zwar allgemein, die Strecke von Mosambik bis Suakim, das sind etwa 500 deutsche Meilen Küstenausdehnung, sollte gesperrt werden; jetzt aber ist die Blokade auf den dritten Teil dieser Küste von Witu bis Mosambik beschränkt worden. Da ist es klar, daß die schlauen Araber ihren Handel mit der Zeit einfach nur nordwärts auf andre Wege zu lenken brauchen, um den europäischen Kriegsschiffen zu entgehen. Und bei dieser Erwägung hat man noch ganz unbeachtet gelassen, daß ein großer Teil der erjagten Sklaven in Ostafrika selbst verkauft und verbraucht wird; Grund genug für uns, um darüber nachzusinnen, wie man das Uebel mit der Wurzel ausrotten kann. Dafür aber haben alle Sachkundigen nur einen Weg angegeben, nämlich die Christianisirung Ostafrikas. Wenn der Islam seine Herrschaft daselbst verloren hat und die Negervölker das Evangelium angenommen haben, so wird, wie die Geschichte der christlichen Kirche in allen Ländern beweist, die Sklavenjagd, der Sklavenhandel und das Sklavenhalten von selbst wegfallen. Darum ist der Wert aller bisherigen und künftigen Maßnahmen für Ostafrika darnach zu bestimmen, inwieweit sie beitragen zur Beantwortung der Frage: Was muß geschehen, damit Ostafrika ein christliches Land wird?

Es liegt in der Natur der Sache, daß das paritätische Deutschland sich durch diese Frage in zwei Heerlager getrennt sieht. Die deutschen Katholiken riefen alsbald nach Schwert und Kreuz, deren verhängnisvolle Verbindung ihnen nun einmal seit mehr als einem Jahrtausend im Blute liegt, was sich an den romantischen Plänen eines „modernen Kreuzzugs“, einer internationalen Konferenz unter Vorsitz eines päpstlichen Gesandten und auch des Afrikavereins deutscher Katholiken in interessanter Weise beobachten läßt. Das evangelische Deutschland hat in diesen Dingen von vornherein klar die politische und die religiöse Frage auseinander gehalten. Nicht als ob man auf unsrer Seite die Kolonialpolitik und die Mission für zwei unvereinbare Gegensätze hielte; es hat vielmehr das friedlichste Einvernehmen zwischen beiden stattgefunden. Aber man erkannte, auf reichliche Erfahrung gestützt, die drohendsten Gefahren in der Verquickung beider, und darum ist die evangelische Mission von vornherein auch in Ostafrika ihre eignen Wege gegangen und wird sie bei den großen Aufgaben, welche ihr in der nächsten Zeit zufallen werden, weiter gehen.

Unsre Tagesblätter haben, wie es in der Natur der Sache liegt, das große Publikum vorzugsweise mit den kolonialpolitischen Vorgängen in Ostafrika bekannt gemacht; wir erkennen es dagegen als unsre Aufgabe, unsern Lesern einmal einen Ueberblick über die bisherigen Bestrebungen des evangelischen Deutschlands zur Christianisirung Ostafrikas zu geben.

Es wird zuweilen als ein Mangel der evangelischen Mission beklagt, daß ihr die einheitliche Leitung der römischen Propaganda fehle; die Missionsgeschichte aber hat schon unzählige Male bewiesen, daß dieser Mangel nur ein scheinbarer ist. Unsre Leitung liegt in einer höhern Hand, welche nicht bloß die von den Menschen gerühmten Unternehmungen, sondern auch die scheinbaren Mißgriffe zum Besten lenkt und in dem einheitlichen Plane des Reiches Gottes verwendet. Ein Blick auf die neuesten deutschen Missionsunternehmungen in Ostafrika zeigt uns das in überraschender Weise. Wenn man den gegenwärtig blokirten Teil der Küste, in welchem die wichtigsten Schlupfwinkel der Sklavenschiffe liegen, ins Auge faßt und sie als das Arbeitsfeld betrachtet, auf welchem der deutschen evangelischen Mission ihre Aufgaben gestellt sind, so könnte man sich gar kein planmäßigeres Vorgehen denken, als die thatsächliche Verteilung unsrer deutschen Missionsstationen längs der Küste. Sie liegen nämlich in Dar es Salaam, bei Mombas und Witu, das will sagen, gleichmäßig über die ganze Küstenstrecke verteilt, während in Sansibar ein durch europäischen Einfluß genügend gesicherter Knotenpunkt für die strahlenförmig

von hier ausgehenden Missionswege gegeben ist. Die evangelischen Missionskreise Deutschlands haben diese Punkte, auf welche sie sich mit ihrer Thätigkeit von Gott gewiesen sahen, mit freudiger Energie in Angriff genommen. Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die bisherige Arbeit der betreffenden Missionsgesellschaften und ihre nächstliegenden Pläne.

Da ist in erster Linie die evangelische Missionsgesellschaft für Ostafrika in Berlin zu nennen. Sie hat ihre Thätigkeit im Anfange des Jahres 1887 begonnen, indem sie den im Missionsdienst schon erfahrenen Greiner mit Frau und Nichte ausschickte; dieselben zogen nach einer kurzen Rast auf Sansibar am 2. Juli desselben Jahres in Dar es Salaam ein. Seitdem sind ihnen nicht weniger als sieben Missionsgeschwister nachgefolgt, so daß diese Mission gegenwärtig fünf Missionare (Grüner, Gobau Desta, Karpinski, Hüge und Krämer), unter denen allerdings zwei Diakonen sind (Karpinski und Hüge), und fünf Frauen im Missionsdienste zählt. Als Ausgangspunkt ihrer Thätigkeit in Ostafrika ist Sansibar anzusehen, welches augenblicklich aller Wahrscheinlichkeit nach sogar für alle diese Missionsgeschwister zum Zufluchtsort geworden ist. Dort unterhält die Missionsgesellschaft in ermieteten Räumen ein Krankenhaus unter der Leitung der Diakonissin Marie Rentsch, welcher der Diakon Hüge und Schwester Amalie Oberkobusch zur Seite steht. Leider reichen die vorhandnen Räume zur Pflege der vielen kranken Deutschen nicht aus. Als eigentliche Missionsstation ist Sansibar nicht gedacht, da die Stadt und Insel von englischen Missionen schon zur Genüge besetzt ist. Dar es Salaam wurde wegen seiner günstigen Lage und vieler andrer zu seinen Gunsten sprechenden Umstände zum Ausgangspunkte der Mission an der Küste gewählt. Hier erhob sich im vergangnen Jahre unter Greiners fleißigen Händen, welcher hierbei von dem Diakon Karpinski und von dem im letzten Sommer angekommenen Missionar Krämer kräftig unterstützt wurde, in herrlichster, gesunder Lage am Eingange der Hafenbucht ein schönes Missionsgehöft auf dem für hundert Jahre vom Sultan erpachteten Grund und Boden. Es waren daselbst schon eine Anzahl befreiter Sklavenkinder untergebracht, an welchen von dem Missionar Gobau Desta die erste eigentliche Missionsarbeit getrieben wurde, und bereits sahen wir den frohen Tag näher rücken, wo das steinerne Wohnhaus bezogen werden sollte und die Missionare von den äußerlichen Vorarbeiten sich ihrer geistlichen Thätigkeit zuwenden konnten. Da kam vor einigen Wochen die telegraphische Kunde von dem Angriff der Aufständischen auf Dar es Salaam, von dem Niederbrennen der Missionsstation und der lebensgefährlichen Verwundung der Nichte Greiners — ein schwerer Schlag für das fröhlich gedeihende Werk, das grade jetzt schon nach dem Innern zu, wo in Kisserawe die zweite Station geplant war, erweitert werden sollte. Die näheren Nachrichten aus Ostafrika werden vermutlich neben den ausführlichen Berichten über die Flucht der Missionsgeschwister nach Sansibar auch von der vorübergehenden Aufhebung der Krankenstation Kunde bringen, welche der deutsche Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien in der Stadt Dar es Salaam unterhielt und welcher jetzt eine der zur Mission gehörigen Diakonissen, Schwester Auguste Hetzer, vorübergehend überlassen worden war.

Von Dar es Salaam nach Norden zu treffen wir zunächst auf die bayrische lutherische Mission, welche unter der Leitung des Pfarrers Ittameier in Reichenschwand steht. Dieselbe hatte sich bereits ein Vierteljahr auf dem von einem alten deutschen Missionsveteranen, dem Württemberger Krapf, vorbereiteten Missionsfelde in Dschimba, einige Stunden landeinwärts von Mombas niedergelassen, als dieses Gebiet bei den Abmachungen zwischen England und Deutschland der englischen Interessensphäre zugewiesen wurde. Das war bei dem internationalen Charakter der Mission natürlich kein Grund, das günstig gelegene Dschimba aufzugeben. Es warten der Mission hier ja ganz die gleichen Aufgaben, wie in Dar es Salaam: die Bekehrung der mit Arabern untermischten Negerbevölkerung, welche hier dem Wakambastamme angehört. Kaum war Dschimba von den beiden ersten Missionaren Bach und Hofmann besetzt, als in einer schweren Fiebererkrankung des erstern eine schwere Heimsuchung über diese Mission hereinbrach. Bach mußte mit seiner ihm erst kurz vorher in Sansibar angetrauten Frau schwerkrank nach der Heimat zurückkehren, wo er sehr bald gestorben ist. Die Erstarkung der Mission wurde dadurch aber nur für kurze Zeit aufgehalten; denn bald nach einander kamen zwei neue Sendboten aus Baiern, Wenderlein und Säuberlich, in Ostafrika an, mit deren Hilfe nicht bloß das Erworbene erhalten, sondern schon ein weitrer Schritt in das Innere gethan werden konnte. Sechs Stunden landeinwärts liegt in der von der Mission erstrebten Landschaft Ukamba der bevölkerte Ort Mbungu, und dort haben sich, von den Eingebornen auf das Freundlichste aufgenommen, zwei der obengenannten Missionare neuerdings niedergelassen, während der dritte Dschimba besetzt hält. Es wird von ihnen sogar schon eine dritte Station in Kikumbuliu am Dschuluberge geplant, sobald die Heimat mehr Arbeitskräfte nachsenden kann und die ersten beiden Niederlassungen sich gedeihlich entwickelt haben. Der von dieser Mission vorgenommene und bisher auch immer festgehaltene Weg geht von Mombas zum Keniaberge und, so Gott will, darüber hinaus zu dem vom Islam schwer bedrohten Gallavolke. Von dem Aufstande an der Küste ist diese Mission bisher noch gar nicht berührt worden; sie scheint das doch dem Umstande zu verdanken, daß ihre Stationen in dem englischen Gebiete liegen.

Die dritte deutsche Mission in Ostafrika endlich ist die von dem Neukirchener Missionshause aus im Witugebiete betriebene. Ungefähr zu gleicher Zeit mit den Baiern wurden die beiden ersten Missionare Würtz und Weber dahin gesandt, wo sie bald am Ufer des Tana in Ngao eine leichtgebaute Station eingerichtet hatten. Leider durften sie hier nicht lange ihrer friedlichen Arbeit unter den entgegenkommenden Wapokomo obliegen. Die räuberischen Somali brachen in das Land und plünderten wie die Dörfer der Eingebornen so auch die Missionsstation. Glücklicherweise waren die Missionare zu rechter Zeit gewarnt worden, so daß sie mit dem Leben davon kamen. Es wartete ihrer aber nach der Rückkehr in Ngao ein andres Herzeleid. Zur Verstärkung der Mission war Bruder Blecher ihnen nachgeschickt worden. Kaum hatte dieser den so gefährlichen Boden Afrikas betreten, als ein heftiger Fieberanfall ihn ins Grab brachte. Und wenige Wochen darauf erhielten wir schon die zweite Todesbotschaft vom Tana. Missionar Webers Frau, welche den Missionaren in der Häuslichkeit und im Verkehr mit den Eingebornen unschätzbare Dienste geleistet hatte, fiel einem Kindbettfieber zum Opfer. Das Kindlein, welches am Leben blieb, nötigte den schwergeprüften Vater zur Abreise nach der Hafenstadt Lamu und später nach Europa. Auch Bruder Würtz mußte wegen der Ueberschwemmung des Tana für einige Zeit nach Lamu gehen, so daß die Errungenschaften einiger schwerer Jahre für eine kleine Zeit ganz in Frage gestellt schienen. Aber die neuesten Nachrichten lassen, Gott sei Dank, wieder mit Hoffnung in die Zukunft schauen. Am 13. v. M. ist Bruder Weber mit drei neuen Missionaren Heyer, Böcking und Pieper von Antwerpen nach Lamu abgereist. Dort hat Würtz inzwischen ein Haus gemietet, in welchem die Ankömmlinge unter Anleitung eines der älteren Brüder sich an das Klima gewöhnen und die Sprache des Volkes erlernen sollen, an deren schriftlicher Fixirung Missionar Würtz bisher fleißig arbeitete. Der andre Missionar soll den Wapokomo am Tana nachziehen und mit ihnen eine neue Niederlassung am Flusse bei Ngani, zwei Stunden oberhalb des ungünstig gelegenen Ngao, vorbereiten. Die Eingebornen des Landes haben sich bei der Not der Brüder sehr anhänglich bewiesen, so daß die Missionare jetzt mit Freuden von neuem ans Werk gehen. Nach vorläufigen Plänen gedenken sie den Fluß hinauf in das unbekannte Innere zu ziehen, Engatana dürfte ihre nächste Hauptstation werden. Auch bei ihnen ist von den Gefahren des Araberaufstandes bisher noch keine Rede gewesen.

Diese flüchtige Uebersicht über die neuesten Missionsunternehmungen von deutscher Seite für Ostafrika genügt, um zu zeigen, daß D. Warneck bei Beginn unsrer Kolonialbewegung nicht vergebens dem evangelischen Deutschland das Gewissen geschärft hat mit der Frage: Welche Pflichten legen uns unsre Kolonien auf? Wenn auch nicht alles nach dem in

Warnecks vortrefflicher Schrift aufgestellten Plane gegangen ist, das evangelische Deutschland darf doch mit gutem Gewissen auf die wenigen Jahre der ostafrikanischen Kolonialzeit zurückblicken.*) Die drei genannten Missionsgesellschaften haben zusammen fünfzehn Männer und sieben Frauen im Missionsdienste auf das nach zwei Seiten hin gefährliche und beschwerliche Arbeitsfeld geschickt; das ist eine kleine Schar, mit der man sich wohl sehen lassen kann. Und wenn auch aus ihren Reihen der Tod schon zwei Missionare und eine Missionarsfrau abgerufen hat und das Fieber auf der einen Seite und die aufständischen Araber auf der andern den übrigen das Leben und die Arbeit schwer machen, so stehen doch daheim schon wieder Ersatzmänner bereit, um in die Lücken zu treten und das Evangelium weiter in das unglückliche Land und Volk hineinzutragen. Man wird sie bald von drüben zu Hilfe rufen, denn das, was bisher geschehen ist, kann man nur den vorbereitenden Anfang zur Christianisirung Ostafrikas nennen. Die Hauptaufgaben wurden bisher noch kaum angerührt; sie werden in Zukunft große Anforderungen an die Liebe und Kraft des evangelischen Deutschlands stellen. Die dringlichsten derselben sollen unsern Lesern in der nächsten Nummer dieses Blattes ans Herz gelegt werden. P

Aus England

(Das Ostende in London) Durch die Nachricht von den entsetzlichen Bluthaten in Whitechapel ist die Aufmerksamkeit aller auf das Ostende von London gerichtet, und die Welt hat einen neuen Eindruck von der Masse von Sünde und Finsternis, von Jammer und Elend erhalten, die dort auf einem kleinen Raume der Erde zusammengehäuft ist. Es wird kaum an einem andern Orte der Welt die geistliche Arbeit so schwer sein wie dort; und Unthaten, wie die letzten Monate sie brachten, werden aufs stärkste an die Pflicht der Kirche gerade solchen Verhältnissen gegenüber erinnern. Schon hat der eifrige Menschenfreund Dr. Barnardo den Grund gelegt, um dem aufwachsenden Geschlechte unter den Aermsten in besonderen getrennten Logirhäusern einen gewissen Halt zu geben. Und in mancher Hinsicht treibt die Erfahrung der jüngsten Zeit zu neuem thatkräftigem Vorgehen. Man will nicht an dem Volke von Ost-London verzweifeln. Um so bedeutsamer erscheint mir ein Wort des Erzbischofs von Canterbury, kürzlich bei einer öffentlichen Versammlung zum Zwecke des Fonds der Kirche in Ost-London gesprochen: der bisherige Bischof von Ost-London, der jetzt Bischof von Wakefield geworden und mit großem Segen gewirkt hat, habe seine Arbeit in Ost-London begonnen mit der Furcht, alle Hoffnung sei eitel, und nun, nachdem er lange Jahre dort gearbeitet, sei kaum jemand hoffnungsvoller als er. Das werden nicht leere Worte sein; und gerade in einer Zeit, wo die Schrecken des Ostendes in aller Schändlichkeit offenbar werden, soll man sich dieser Worte freuen. Der Fonds der Kirche in Ost-London dient vornehmlich der innern Mission, wie wir sagen würden, in Ost-London, und zwar unter $1^1/_2$ Millionen Menschen in 200 Kirchspielen. Natürlich ist Ost-London hier im weitesten Sinne gefaßt. Im eigentlichen Whitechapel sind übrigens auch zwei evangelische deutsche Kirchen, die einen treuen und festen Stamm von Mitgliedern gerade unter Arbeitern und Handwerkern haben: die Mittelpunkte, an die sich von selber die Arbeit für die verlorenen Deutschen in diesem Bezirke anschließt. J B

(Abschaffung des Eides) Die Eidesleistung in England wird durch ein neues Gesetz voraussichtlich so beschränkt, daß wie vor Gericht so auch im Parlamente, wer religiöse Bedenken gegen den Eid hat oder an dem Dasein eines höchsten Wesens zweifelt, statt eines Eides eine feierliche Erklärung abgeben darf. Es ist diese Aenderung eine Folge davon, daß man auch Atheisten einen Platz im Parlamente nicht versagen konnte. Den kirchlichen Kreisen ist die Aenderung auch sehr unlieb. Ob aber nicht doch der Wille des Herrn und die Sache der Religion gerade durch solches Gesetz gefördert wird? J B

(Die Dissenters und der Liberalismus) Die Dissenters in England stehen mit der politisch liberalen Partei in gewissem Zusammenhange. So sind in den letzten Jahren wiederholt Zusammenkünfte von Dissenterpredigern gewesen, die Gladstone insonderheit wegen seiner irischen Politik anerkennen und unterstützen wollten. Um so bedeutsamer ist es, daß von den 990 Dissenterpredigern in Irland selbst 864 eine Zustimmungsadresse zu Lord Salisburys Stellung und gegen die Politik Gladstones unterschrieben haben. Wir sind zum Glück in Deutschland noch nicht auf dem Wege der Engländer, daß geistliche Versammlungen in rein staatlichen Fragen ihre Stimme erheben, und wir werden mit Recht in jenen englischen Zuständen eine trübe Folge der kirchlichen Zerspaltung erkennen. J B

(Lavigerie und Manning) Kardinal Manning hat von dem Papste die große goldene Medaille erhalten. Was es damit für eine Bewandtnis hat, erhellt aus einem Briefe Lavigeries, datirt Rom 28. Dezember 1888, dem wir das Bezeichnendste entlehnen.

In beredten Worten preist Lavigerie die Unterstützung, die er für seine Sache bei Manning und den Engländern im allgemeinen gefunden, und erzählt, wie er den Ruhm Mannings überall und so auch bei dem Papste verkündet habe. Dies habe ihm denn einen ehrenvollen Auftrag verschafft. „Unser großer und guter Leo XIII. hat mich beauftragt, Ihnen als Ausdruck des Anteils, den er an Ihrem Bischofsjubiläum nimmt, die große goldene Medaille zu übermitteln. — Wie gern würde ich Ihnen dieses Andenken persönlich zustellen! Wie sehr wünschte ich, das Volk von England, Katholiken und Protestanten, wieder zu sehen! Denn die Protestanten, mit denen ich zusammenkam und die Sie mich schätzen lehrten, haben nicht weniger Anspruch auf meine Sympathie. Es ist unmöglich, an ihrem guten Glauben zu zweifeln, wenn man dieselben hört, und wenn man Sie selbst hört. Ich denke an Ihre Schilderung, wie Sie ein halb Jahrhundert lang außerhalb der katholischen Kirche gelebt, ohne je den geringsten Zweifel an der Wahrheit Ihres Glaubens zu hegen, und wie eifrig Sie dann, nachdem Sie einmal die Wahrheit vernommen, sich derselben zuwandten, um sie näher zu erforschen, anzuerkennen und zu erfassen. Ich werde nie vergessen, mein Lord Kardinal, wie Sie von Ihren früheren Brüdern sprachen und mit welcher Liebe. Es war mir, als hörte ich St. Augustin, wie er zu seinen afrikanischen Dissidenten sagte: Mögen die, welche nicht wissen, wie schwer die Wahrheit zu finden ist, euch zürnen; ich, der ich es erfahren habe, kann euch nur bemitleiden und lieben. Nie werde ich den Tag vergessen, da wir der Versammlung in Princes Hall anwohnten, der eine zur Linken, der andre zur Rechten des ausgezeichneten Präsidenten; eines Mitglieds der Gesellschaft der Freunde [Quäker], welcher Lord Granville im Vorsitz ablöste, und mit welchen Zeichen von Achtung und Wohlwollen wir beide empfangen wurden. Ich hatte nachher Gelegenheit, Protestanten, welche der Versammlung anwohnten, zu sehen; sie sagten mir, wie das Verlangen nach Wiederversöhnung und Vereinigung in ihren Herzen aufgestiegen sei. Warum bleiben wir getrennt? — Nur Vorurteile sind es, wodurch sie [die englischen Protestanten] von der alten Kirche fern gehalten werden, die stets um sie trauert und ihnen eben die mütterlichen Arme öffnet. — Es wäre freilich kein großes Opfer für mich — der Tage, die mir noch beschieden sind, können es ja nicht viele sein — aber gern wollte ich sie opfern, wenn ich nur um eine Stunde den Augenblick jener ersehnten Wiedervereinigung beschleunigen könnte."

So weit Lavigerie in seinem Briefe an Manning. Wir sind weit entfernt, uns darob zu ereifern; aber es dürfte eine Art psychologisches Interesse haben, einen Blick in das Gemüt römischer Prälaten zu thun, die so beweglicher Töne fähig sind, wo nach dem Urteile „gewöhnlicher" Menschen so unendlich viel Lug und Trug waltete, wie bei dem Vorgehen der römischen Kirche in England gerade unter Mannings Führung. Von praktischem Interesse dürfte es dagegen sein, zu beobachten, wie mit dem Kreuzzuge Lavigeries gegen afrikanische Sklaverei gewissermaßen als Unterströmung ein andrer Kreuzzug verbunden ist, der seine Eroberungen in Europa, besonders in England, machen will. C S

Römisches

(Der neueste Windthorstsche Antrag) An demselben Tage, an welchem wir in Nr. 4 dieses Jahrgangs auf die römische Hinterlist aufmerksam machten, mit welcher eine katholische Mission in Kamerun vorbereitet werden soll, wurde durch die Zeitungen ein Antrag Windthorsts im Reichstage bekannt, dessen Zusammenhang mit der beregten Frage unzweifelhaft ist. Man höre:

„Die Bestimmung des Art. 6 Absatz 3 der Generalakte der Berliner Konferenz vom 26. Februar 1885, welche lautet: Gewissensfreiheit und religiöse Duldung werden sowohl den Eingeborenen wie den Landesangehörigen und Fremden ausdrücklich gewährleistet. Die freie und öffentliche Ausübung aller Kulte, das Recht der Erbauung gottesdienstlicher Gebäude und der Einrichtung von Missionen, welcher Art Kultus dieselben angehören mögen, soll keinerlei Beschränkung noch Hinderung unterliegen — findet auf alle deutschen Schutzgebiete Anwendung."

Hinter dieser harmlosen Maske verbirgt sich der alte heimtückische Feind der evangelischen Mission. Man weiß auf römischer Seite sehr wohl, daß das kleine deutsche Schutzgebiet von Kamerun durch die Basler Mission völlig ausreichend besetzt ist, und daß auch die evangelischen Missionare in Neuguinea den jetzt vorliegenden Aufgaben der Christianisirung dieser Insel durchaus gewachsen sind. Ostafrika aber hat von Anfang an den römischen Sendboten ebenso offen gestanden, wie den evangelischen von Berlin, Bayern und Neukirchen. Woher bedarf es also einer Abänderung des jetzigen Zustandes? Der Schachzug

*) Wenn D. Warneck in der Januarnummer seiner Allgemeinen Missionszeitschrift jetzt noch immer den Rat giebt, es möchte die ostafrikanische Mission von einer der alten größeren und erfahrenen Missionsgesellschaften Deutschlands in Angriff genommen werden, so können wir denn doch nicht beistimmen, wie dankbar wir ihm auch vor einigen Jahren waren, daß er in sachkundiger, vorsichtiger Weise vor einer Zersplitterung der Missionskräfte warnte. Wir haben damals ebenfalls bedauert, daß man nicht auf seine Stimme gehört hat. Aber nun dürfte es doch an der Zeit sein, sich mit dem geschichtlich Gewordenen auszusöhnen. Die neuen ostafrikanischen Missionen haben sich in der bisherigen schweren Zeit wacker gehalten. Wir wenigstens glauben erkannt zu haben, daß sie mit ihren größern Aufgaben gewachsen sind.

ist ganz klar: es sollen wieder einmal durch Roms gefügige Werkzeuge die friedlichen Pflanzstätten der evangelischen Kirche unter den Heiden zerstört werden. So ist es einst auf den Inseln der Südsee geschehen, so haben wir es in den letzten Jahren in geradezu empörender Weise in Uganda erlebt, so will man es nun auch in Kamerun und Neuguinea versuchen und zwar — das Vorgehen des Zentrums ist wirklich bezeichnend — für dieses Mal mit offizieller Genehmigung des deutschen Reichstags.

Das sind die Früchte von der Missionspolitik des Friedenspapstes Leo XIII., dessen Schachzüge nur feiner, aber darum der evangelischen Kirche auch gefährlicher sind, als die eines Pio Nono. Wie schrieb er doch am 3. Dezember 1880 in seinem Rundschreiben an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Welt? Er nannte die protestantischen Missionare trügerische Männer, Verbreiter von Irrtümern, welche die Herrschaft des Fürsten der Finsternis auszubreiten trachten. Und die Antwort seiner getreuen Priester war bald darauf in den Jahrbüchern der katholischen Missionen zu lesen, wo es heißt: Wenn unsre Beiträge wachsen, so werden wir im Stande sein, neben jeder protestantischen eine katholische Schule zu errichten, dies muß unsre Politik sein in jeder christlichen Niederlassung. Wo ist in diesen Worten, die von den römischen Missionaren in der ganzen Welt nur leider allzu gehorsam befolgt werden, auch nur eine Spur von Toleranz zu finden, welche die Römischen bei jeder Gelegenheit so geschickt erheucheln, um hernach im Tone der Entrüstung andre der Intoleranz anzuklagen?

Es ist ein widerliches Schauspiel, das da — nicht zum erstenmale, aber noch nie so schamlos und perfid — in unserm deutschen Reichstage aufgeführt werden soll: die Vertreter der grundsätzlich und wesensnotwendig intoleranten Papstkirche als Vorkämpfer der religiösen Toleranz in unsern Kolonien! Wir sind neugierig, in wie weit die ausschlaggebenden Parteien im Reichstage über die nötigen kirchen- und missionsgeschichtlichen Kenntnisse verfügen werden, um die Lammesunschuld des ultramontanen Antrags auf ihren wahren Wert und Inhalt richtig abzuschätzen. P

(Noch einmal die gesperrten siebzehn Millionen) Die Nummer 5 dieses Blattes hat einen, wie die „Germania" sich ausdrückt, „kommunistischen" Vorschlag zur gerechten Verteilung der Kulturkampfsperrgelder gebracht. Er war zugleich ein energischer Protest gegen die in der National- und Kreuzzeitung katholischerseits aufgestellte Forderung, mit jenem Gelde ein Bistum Berlin zu gründen. In den maßgebenden protestantischen, wie in den Berliner Regierungskreisen hat man diesem Vorschlage wohl nie irgendwelche praktische Bedeutung beigemessen, und gegenwärtig darf er als erledigt ad acta gelegt werden. Interessant bleibt der entschiedene Widerspruch, welchen auch die gesamte Zentrumspresse, voran die Germania, gegen diesen Vorschlag erhebt. Diese stellt vielmehr in ihrer Nr. 6 vom 8. Januar folgende Forderungen auf: Die Sperrgelder sind „katholisches Geld" [?]. Sie dürfen daher „nur für katholische Zwecke" verwendet werden. Es handelt sich lediglich also um eine „Restitution". Diese muß nun in ihrer ganzen Konsequenz durchgeführt werden, d. h. „man zahlt die Gelder an die geschädigten Institute und Geistlichen zurück, bezw. an diejenigen, welche während der Sperre diese Institute und Geistlichen schadlos gehalten haben, in dem Grade, in welchem dies geschehen ist. . . . Der Staat hätte in diesem Falle nur die einfache Aufgabe, jeder Diözese die ihr speziell vorenthaltenen Gelder, die ja bis auf Heller und Pfennig berechnet sind, in einer Summe zurückzuzahlen. Die Kirche, die eine vollständig organisirte Gesellschaft ist, wird alles weitere schon zur allgemeinen Zufriedenheit [?] besorgen." In der That, eine sehr einfache und sehr dringende Aufgabe für den Staat, dem die Germania in demselben Zusammenhange den Patriotismus des Klerus, „dieses geborenen Führers des katholischen Volkes", aufzukündigen droht, wenn er nicht bald ihre Wünsche befriedigt!

Jede andre Art der Benutzung der Gelder bestreitet die Germania. Deshalb verwirft sie ebenso den Vorschlag einer Verwendung derselben zur Aufbesserung der Domherrngehälter, wie zur Anlegung eines Pensionsfonds für invalide katholische Geistliche; deshalb tritt sie auch dem Gedanken der Gründung eines Bistums Berlin entschieden entgegen. „Wozu der Lärm?" fragt sie. „Darüber gerade jetzt in eine Erörterung einzutreten, liegt, wie wir versichern können, kein praktischer Grund vor. . . . Denn wenn bezüglich der Verwendung der Sperrgelder nicht strikt der Gedanke der Restitution festgehalten wird, können andre Vorschläge von Bedeutung nur von den kompetenten, kirchlichen Stellen, den geistlichen Obern, ausgehen, beziehungsweise haben diese über etwaige staatliche Vorschläge zu befinden." Das klingt sehr selbstbewußt. Immerhin kann man sich über die ablehnende Haltung der Zentrumskreise gegenüber der Bistumsfrage freuen. Freilich muß man sich darüber klar bleiben, daß auch hier nichts weniger als vernünftige Billigkeit redet, sondern daß auch hier der unsrer Regierung gegenüber so bewährte ultramontane Grundsatz gilt: Vom Staate an Leistungen so viel „herauszuschlagen", als überhaupt möglich ist. Jetzt verlangt man zunächst die siebzehn Millionen, welche schon „zur allgemeinen Zufriedenheit", d. h. zu Propagandazwecken werden „besorgt" werden. Dann erst kommt das Berliner Bistum an die Reihe, welches ja „der Staat ebenso zu dotiren, bezw. zu unterhalten hat, wie die übrigen Bistümer in Preußen." So „befinden" einmal „die kompetenten, kirchlichen Stellen." P G

(Der Dank der Benediktiner für ihre Wiederherstellung in Preußen) Im obern Donauthale zwischen Tuttlingen und Sigmaringen, wo der jugendliche Strom in vielen Krümmungen die Felsen des schwäbischen Jura durchbricht, liegt in einer hohenzollerschen Enklave zwischen württembergischem und badischem Gebiete das Benediktinerkloster Beuron, das unter preußischer Herrschaft wieder hergestellt werden durfte, während die unter Napoleon I. an Württemberg und Baden gefallenen Klöster seit jener Zeit aufgehoben sind. Gegenwärtig wird durch dieses schöne, aber einsame Thal von Württemberg mit Unterstützung des Reiches eine Eisenbahn gebaut, damit im Kriegsfalle Truppen von Ulm ohne Verletzung der schweizerischen Neutralität schnell nach dem Oberelsaß befördert werden können. In den ersten Tagen dieses Jahres verunglückte ein evangelischer Eisenbahnarbeiter in der Nähe von Beuron, und der württembergische Regierungsbaumeister berichtet im Schwäbischen Merkur vom 22. Jan., er habe sich einige Stunden nach dem Unglücksfall auf die Bitte der Angehörigen des Verstorbnen zu dem Pfarramte von Beuron begeben, dessen Inhaber ein Ordensgeistlicher sei, um wegen der Beerdigung auf dem Friedhofe anzufragen. Er habe daselbst den Bescheid bekommen, der hiesige, räumlich sehr beschränkte Friedhof sei kein bürgerlicher Friedhof, sondern Eigentum der Klosterverwaltung; den katholischen Einwohnern von Beuron stehe allerdings das Recht zu, auf demselben begraben zu werden. Auf die Frage des Baumeisters, ob das Begräbnis auf demselben verweigert werde, wurde geantwortet, daß das Begräbnis nicht verweigert werde, aber es seien für dasselbe Vorschriften maßgebend, die in frühern Fällen die Angehörigen veranlaßt hätten, die Beerdigung nicht hier stattfinden zu lassen. Der Pater wies dem Baumeister einen Erlaß des Erzbischofs von Freiburg vom Jahre 1859 vor, wonach Protestanten nicht in geweihter Erde und nicht mit Glockengeläute begraben werden und keine Leichenrede gehalten werden dürfe. Die Leiche des Verstorbenen wurde infolgedessen in dem fünf Stunden entfernten Tuttlingen begraben. In Württemberg und Baden und auch in andern hohenzollerschen Orten darf das Trauergeläute für Protestanten in katholischen Orten nicht verweigert werden, ebensowenig als in protestantischen Orten für Katholiken, und der Friedhof in Beuron ist noch jedenfalls in den Jahren, in welchen das Kloster aufgehoben war, nicht Eigentum der Klosterverwaltung gewesen. Folgerichtiger Weise hätte der Pater das Begräbnis geradezu verweigern sollen. Das scheint er aber nicht gewagt zu haben. Das sind die „friedlichen" Benediktiner, die es unter der preußischen Regierung wagen dürfen, Verordnungen des Erzbischofs von Freiburg aus der Zeit des badischen Konkordats, das von den badischen Ständen verworfen wurde, wieder hervorzusuchen und eine Intoleranz einzuführen, die im katholischen Oberschwaben beseitigt schien, die aber jetzt vielleicht auch anderswo Nachahmung findet, wo der Friedhof nicht als Eigentum der bürgerlichen Gemeinde gilt, wenn die preußische Regierung nicht einschreitet. P W-B

(Das geht nicht länger!) Unter dieser Ueberschrift protestirte jüngst im Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Kirchen- und Schulblatt eine Stimme gegen das Kollektiren katholischer Schwestern bei der protestantischen Bevölkerung. Es waren Schwestern vom Franziskushospitale in Flensburg, die durch ihre Sammlung im Lande Anstoß gegeben hatten. Der Einsender konnte auf einen Fall hinweisen, den der verstorbene Pfarrer Brachmann in Köln berichtet hat (Beweis des Glaubens, September 1888, S. 329):

„Hier in Köln wurde mir eine junge Frau aus Flensburg zugeführt, welche mit reichlichen Reisemitteln und Empfehlungsschreiben von den dortigen Barmherzigen Schwestern, in deren Pflege und religiöser Bearbeitung sie eine Zeit lang gestanden hatte, ausgerüstet war, um hier, also fast hundert Meilen von ihrer Heimat, ihren Uebertritt unbemerkt vollziehen zu können."

Einen höchst dankenswerten Beitrag zur Kollektenpraxis der römischen Kirche hat inzwischen ein lippischer Pastor herausgegeben: Die römisch-katholische Kranken- und Waisen-Anstalt zu Dauendorf im Unter-Elsaß von A. Schmidt, Pastor zu Vlotho. Den Schwestern vom h. Herzen Jesu zu Dauendorf, Kreis Hagenau, war im Lande Lippe von der fürstlichen Regierung eine Hauskollekte bewilligt worden, wie auch in andern gut evangelischen Ländern und Provinzen Norddeutschlands. Als das konservative Lippische Volksblatt dem ernst widersprach, wurde es von der liberalen Lippischen Landeszeitung im Namen der Toleranz gründlich abgekanzelt. Nun hat sichs der Verfasser nicht verdrießen lassen, dem Zweck und Sinn der Sammlung auf den Grund zu gehn. Aus seinen Mitteilungen kann auch der gutmütigste Protestant merken, wie charakterlos und leichtfertig wir handeln, wenn wir solchen Sammelboten unser gutes Geld zuwenden. Es werden aber auch hoffentlich die Regierungen endlich lernen, mit ihren Konzessionen vorsichtiger hauszuhalten. Die Schmidtsche Flugschrift ist vom Verfasser gegen Einsendung des Portos (3 Pf.) unentgeltlich zu beziehn: wir raten jedem, der Interesse für die Sache hat, sie sich kommen zu lassen, und weisen für heute nur noch in Kürze auf unsern Artikel in Nr. 50 des ersten Jahrgangs zurück: Von den Barmherzigen Schwestern. Vgl. auch die Schrift Jesuitenkünste und Seelenfang am Krankenbett. Ein Muster römischer Propaganda aus Bremen. Zweite Auflage. Barmen, Klein; 56 S.; 50 Pf. R

Verschiedenes

(Curtius über die Bedeutung der Religion für das Staatswesen) Am 27. v. M. hat Professor Curtius im Festaktus der Berliner Universität über „die Bürgschaften unsrer Zukunft" gesprochen. Wir entnehmen der wie durch Gelegenheit und Ort, so durch ihren Inhalt

bedeutenden Rede folgende Sätze über die Religion als eine dieser Bürgschaften.

„Wenn es wahr ist, was Schleiermacher neu ans Licht gestellt, daß Religion eine Grundkraft unsers Wesens ist, welche in jedem gesunden Menschen mit innerer Notwendigkeit hervordringt, so darf sie nicht verabsäumt oder zurückgedrängt werden, ohne daß die harmonische Ausbildung des menschlichen Wesens beeinträchtigt wird. Sie ist ein naturwüchsiger Keim, der zur Blüte drängt, ohne die Entfaltung der andern Geisteskräfte zu verkümmern, das sittliche Gefühlsleben adelnd, Begeisterung weckend und aus innerm Triebe bestrebt, das Uebersinnliche, dem sie zugewandt ist, im Sinnlichen zum Ausdruck zu bringen. Darum ist sie der mütterliche Boden aller echten Kunst, die in ihren höchsten Leistungen mit der Religion eng zusammenhängt. Wie sollte diese Kraft nicht auch dem schwierigsten Geisteswerke, dem Staate, zugute kommen!

Freilich ist die Religion etwas durchaus Eigenartiges, ein Gebiet freiester Selbstbestimmung und jeder fremdartigen Zumutung unzugänglich. Um so wirkungsvoller aber ist, was sie freiwillig leistet, indem sie ihrer innersten Natur gemäß diejenigen Mächte bekämpft, welche jede Staatsgemeinschaft untergraben und ihre gefährlichsten Feinde sind, engherzige Selbstsucht, träge Genußliebe, Neid, Mißgunst und Parteihaß: sie schärft das Gewissen, sie besiegelt jedes Treugelöbnis, und was schon Aristoteles als Grundbedingung des Staatswohls hinstellt, die freundschaftliche Gesinnung der Bürger zu einander, wird als brüderliche Eintracht die sicherste Bürgschaft jedes menschlichen Gemeinwesens.

In der Anschauung von Gott und Unsterblichkeit sind die Völker der Geschichte am schärfsten gekennzeichnet. Darum ist die Religion, auch wo sie nicht, wie bei den Alten, in den Staat aufgeht, dazu berufen, das Gefühl der von Gott geordneten Stammverwandtschaft zu befestigen und ein verklärter Ausdruck der Nationalität zu werden. Wir wissen alle, was Schleiermacher, der in dem tiefsten Verfall des Vaterlandes seine Wirksamkeit begann, in Wort und Schrift dafür geleistet hat, daß das deutsche Volk sich wieder fand und, von wälschen Einflüssen befreit, auf dem Boden heimischer Sitte sich von neuem aufbaute. Politisch große Zeiten sind bei uns immer mit religiöser Erhebung verbunden gewesen, und bei den Staaten, deren Lebensgeschichte wir von Anfang bis zum Ende überblicken, erkennen wir den Beginn des Verfalls in dem Zeitpunkt, wo der Väter Glaube ins Schwanken kam. Denn die innere Gewißheit in betreff der übersinnlichen Welt giebt dem Menschen auch für das Leben im Staat Entschlossenheit und Heldenmut. Das bezeugt Goethe in jenen denkwürdigen Worten, in denen er die von religiösem Glauben beseelten Epochen der Völkergeschichte als die allein glänzenden, herzerhebenden, für Mit- und Nachwelt fruchtbaren bezeichnet.

Suchen wir also nach Bürgschaften der Zukunft, nach geistigen Banden, welche das Auseinanderfallen menschlicher Gemeinschaften verhüten, so ist es gewiß ein unschätzbarer Gewinn, wenn nicht bloß bürgerliche Zucht und pflichtmäßiger Gehorsam den Staat zusammenhält, sondern Volk und Fürst sich auch vor Gott mit einander verbunden fühlen. Das ist die höhere Weihe, die wir nicht entbehren wollen; das ist das Banner, unter dem Kaiser Wilhelm I. in Krieg und Frieden seines Amtes wartete, das ist die wahre geistliche Salbung eines weltlichen Gemeinwesens."

Nachdem der Redner als eine zweite Bürgschaft für die Zukunft unsers Staates die klassische Bildung der Leitenden hingestellt hat, fährt er fort:

„Es kann mir nicht einfallen, klassische Bildung und Religion als Unterpfänder einer gedeihlichen Zukunft auf eine Stufe zu stellen; aber beide sind weltbewegende Kräfte, die durch nichts zu ersetzen sind. Beide sind von Völkern des Altertums ausgegangen, die, nachdem sie äußerlich verfallen waren, ihr geistiges Eigentum, gleichsam ihr besseres Selbst, der Menschheit als Erbe übergaben. Beide haben endlich das gemein, daß sie zu Zeiten ihr Ansehen einbüßen und für abgethan gelten. Sie gleichen aber den Flüssen Griechenlands, die, vom Gebirg herabkommend, in eine Kluft versinken und eine Strecke unter dürrem Kalkboden verborgen hinfließen, bis sie plötzlich mit voller Kraft neugeboren hervorbrechen und üppigen Pflanzenwuchs hervorrufen.

Wie oft hat man das Christentum wie ein abgetragenes Kleid beseitigt geglaubt und hört auch heute sagen, es sei durch das naturwissenschaftliche Denken der Gegenwart überwunden. Gewiß hat jede Zeit ihre besonderen wissenschaftlichen Aufgaben und in den verschiedenen Epochen werden bald die einen, bald die andern Organe des Geistes vorwiegend ausgebildet. Die höchste unsrer Aufgaben aber ist die, keines derselben verkümmern zu lassen, damit ununterbrochen eine Geisteskraft die andre ergänze und, wie an einem gesunden Körper, alle Organe harmonisch wirken, auf daß an Verstand und Gemüt, in Kopf und Herz alle Blüten zur Entfaltung gelangen, deren Keime in uns ruhen, damit der volle und ganze Mensch fröhlich gedeihe unter dem Segen der großen Kulturmächte, für die wir mit aller menschlichen Klugheit kein Surrogat zu beschaffen im Stande sind, so wenig, wie für den Regen und Thau, von dem das Gedeihen unsrer Bodenfrüchte abhängt. Dann wird auch zwischen Gelehrten und Ungelehrten keine Spaltung eintreten, welche die Einheit des Volks zerstört und die Zukunft unsrer Staaten gefährdet."

Die Rede ist in Nr. 5 des Deutschen Wochenblatts erschienen (Berlin, Walther und Apolant; Einzelpreis der Nummer 40 Pf.)

(Der Stadthaushaltsetat für Berlin) auf das Jahr 1889/90 verteilt sich, wie folgt:

			Einnahmen	Ausgaben
1.	Kämmerei-Verwaltung	Mk.	674 512	225 680
2.	Städtische Werke	„	7 368 995	2 438 787
3.	Steuerverwaltung	„	35 207 821	315 600
4.	Kapital- und Schuldenverwaltung	„	9 331 570	11 296 313
5.	Unterrichtsverwaltung	„	1 929 996	11 971 525
6.	Für kirchliche Zwecke	„	66	24 435
7.	Armenverwaltung	„	820 046	7 074 895
8.	Krankenpflege, Gesundheitspflege und Heimstätte für Genesende	„	584 095	3 238 332
9.	Park- und Gartenanlagen	„	27 818	688 465
10.	Bauverwaltung	„	9 217 576	18 306 426
11.	Verwaltungskosten	„	578 649	5 729 191
12.	Polizeiverwaltung	„	488 389	3 185 562
13.	Straßenbeleuchtung, Reinigung und Besprengung	„	110 269	2 200 843
14.	Verschiedenes	„	6 071 659	5 711 407
		Mk.	72 411 461	72 411 461

Quittung

Für das evangelische Kinderrettungshaus Johannesstift bei Metz: 10 Mk. N, Vilsen.

Für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Schwäbisch-Hall: 10 Mk. R, Berlin; je 3 Mk. S, Cadenberge und E B, Chemnitz.

Für das Ludwig-Richter-Denkmal: 5 Mk. E S, Leipzig.

Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Aufruf

Evangelische Glaubensgenossen!

Zu Wittenberg erhob Luther den ersten Ruf gegen die in die Kirche eingedrungenen Mißbräuche. Zu Worms rechtfertigte er das mutig begonnene Werk vor Kaiser und Reich mit Berufung auf sein Gewissen, das in Gottes Wort gefangen sei. Zu Speier legten bereits statt des Einen Zeugen die Häupter und Vertreter einer nach vielen Tausenden zählenden Gemeinde Protest ein gegen jede Hemmung evangelischer Freiheit.

Längst schon sind in Wittenberg und Worms die reformatorischen Ereignisse durch eherne Denkmale verherrlicht. In Speier allein zeugt noch kein Monument von jener welthistorischen That des 19. April 1529, wodurch sechs Fürsten und vierzehn Reichsstädte der evangelischen Kirche den teuern Protestantennamen erkämpften.

Diese glaubensmutige That findet ihre angemessenste monumentale Darstellung durch ein Gotteshaus, das der dankbaren Nachwelt ihre frommen Vorkämpfer in kunstvollem Bildwerk vor Augen stellt und in welchem fort und fort das lautere Evangelium verkündet wird.

Zum Baue eines solchen Hauses sind bereits erfolgreiche Schritte gethan. Schon ein erster Aufruf des „Retschervereins" hat in weiten Kreisen des evangelischen Volkes freudigen Anklang gefunden. Eine ansehnliche Summe von 600,000 Mark ist bei Hohen und Niedern gesammelt. Deutschlands Kaiser und Bayerns König haben reiche Gaben gespendet. Speier selbst ist seit Jahren nicht müde geworden, für dieses Werk Opfer zu bringen. Doch Vieles bleibt noch zu thun, bis am Taufsteine des Protestantismus in der Totenstadt deutscher Kaiser ein monumentales Gotteshaus von dem Glaubensleben und dem Bekenntnismute der Väter Zeugnis gebe. Zur würdigen Ausführung sind mindestens 900,000 Mark erforderlich. Speier allein kann und soll sie nicht aufbringen. Das Werk muß eine gemeinsame That der ganzen evangelischen Kirche sein.

Darum auf und Hand an's Werk, Ihr alle, die Ihr wißt, welch teures Gut Ihr an Eurem evangelischen Glauben besitzt! Auf, ohne Unterschied des reformatorischen Bekenntnisses, durch rasche Förderung dieses Unternehmens von Neuem mit den Vätern Zeugnis abzulegen für die weltüberwindende Macht der apostolischen Predigt von der Gerechtigkeit allein aus dem Glauben!

Möge das neunzehnte Jahrhundert nicht zu Ende gehen, ohne daß die vollendete

Gedächtniskirche der Protestation zu Speier

weithin verkünde:
„Das Wort sie sollen lassen stahn,
Das Reich muß uns doch bleiben!"

Speier im Januar 1889.

Der geschäftsführende Ausschuß:

Koenig, Kons.-Rat a. D. und Stadtpfarrer, Erster Vorstand.
Risch, Konsist.-Rat, Erster Sekretär.

Halte was du hast. Zeitschrift für Pastoraltheologie. Unter Mitwirkung von Hofprediger D. Braun, Konsist.-Rat D. Kleinert und Prof. D. H. A. Köstlin, herausgegeben von D. Eugen Sachsse. 1888. XII. Jahrgang. (H. Reuthers Verlagsbuchhandlung in Berlin.) Preis vierteljährlich Mk. 2.—.

Inhalt des 4. Heftes:

I. **Abhandlungen.** Beim Jahreswechsel. — Die kirchliche Perikopenordnung, ihre etwaigen Mängel und zu wünschende Abänderungen. Referat erstattet bei der Provinzial-Pfarrkonferenz zu Gießen. Von D. Wissig, Pfarrer zu Rodheim v. d. H. — Was thut der Predigt not? Von Dekan Schwarzkopf in Schwäbisch-Hall. — Wie wecken und pflegen wir mehr das kirchliche Ehrgefühl unserer Gemeindeglieder? Von P. Knodt, Münster in Westfalen. — An welcher Stelle des Katechismus ist die Lehre vom Gesetz Gottes zu behandeln? Vom Herausgeber.

II. **Meditationen.** 3. Sonntag nach Epiphanias. Haggai 2, 7—10. Pfarrer Hafner, Elberfeld. — 4. Sonntag nach Epiphanias. Römer 5, 5 (Anfang). Superintendent Schumann, Königs-Wusterhausen. — 5. Sonntag nach Epiphanias über Eph. 4, 15. 16. Pfarrer Veit in Frankenstein (Schlesien). — 5. Sonntag nach Epiphanias. Joh. 12, 20—28. P. Martens in Neukirchen, Fürstentum Lübeck. — Septuagesimä. Matth. 20, 1—16. Professor D. Köstlin.

III. **Theologische Bibliographie** von Dr. Joh. Müller.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig